

Die Tagespost

TÄGLICH AKTUELL AUF
www.die-tagespost.de

7. August 2025, Würzburg, Jahrgang 78, Nr. 32 – 4,70 Euro | Österreich Euro

Wie Justiz
und Politik
den Raum des
Sagbaren in
Deutschland
einschränken

S. 2/3, 8, 18

Geknebelte Meinungsfreiheit

Foto: Die Tagespost mithilfe der KI Sora

JUBILÄUM DER JUGEND

Eine Million
feiert in Rom

S. 8, 9, 10



Foto: Vatican Media/Romano Siciliani/KNA

NIETZARD UND CO.

Jung, weiblich,
extrem links

S. 15



Foto: Imagofit's Nachrichtenagentur

Israel beschädigt sich in Gaza

Benjamin Netanjahus Kriegsführung gegen den Gazastreifen droht Israel zu spalten und das Land international immer stärker zu isolieren **VON STEPHAN BAIER**

Obwohl die Hamas mit ihrer demonstrativen Grausamkeit gegen die 20 verbliebenen israelischen Geiseln für internationales Entsetzen sorgt, droht Israel weltweit immer weiter in die Isolation zu geraten. Immer mehr westliche, nicht-muslimische Staaten werfen der israelischen Regierung schwere Verstöße gegen das humanitäre Völkerrecht im Gazastreifen vor. Nach Frankreich und Großbritannien kündigten auch Kanada und Portugal angesichts der katastrophalen humanitären Lage im Gazastreifen an, bei der UN-Generalversammlung im September einen Palästinenserstaat anerkennen zu wollen. 147 UN-Mitgliedstaaten haben dies bereits getan. Israels Außenminister Gideon Saar warf diesen Ländern nun vor, ein Waffenruhe-Abkommen zu verhindern und den Krieg zu verlängern. Mehr internationalen Druck auf die Hamas, die mit Videos von gefolterten und ausgehungerten Geiseln Propaganda mache, statt auf Israel forderte Saar am Dienstag vor dem UN-Sicherheitsrat in New York. Seine Begründung: Die Hamas trage mit dem Massaker vom 7. Oktober 2023 die Verantwortung für den Beginn des Krieges und mit ihrer Weigerung, alle Geiseln freizulassen, die Verantwortung für dessen Fortdauern seit nunmehr 22 Monaten. Das ist die Sprachregelung der Regierung Netanjahu: Die Hamas trägt für alles Leid im Gazastreifen die volle und alleinige Verantwortung, weil sie die Geiseln nicht freilässt und die Waffen nicht niederlegt. Immer mehr Staaten und Hilfsorganisationen kritisieren jedoch Israel wegen seiner Kriegsführung, die für einen Hungersnot im Gaza-Gebiet sorgt und keine Rücksicht auf die Zivilbevölkerung zu nehmen scheint. Im UN-Sicherheitsrat bekam Israels Vertreter am Dienstag beides zu hören: viel Mitgefühl wegen der gefolterten und dem Hungertod ausgesetzten Geiseln, aber auch Kritik wegen einer Kriegsführung, die bereits Zehntausende Palästinenser das Leben kostete und zwei Millionen Menschen an den Rand einer Hungersnot geführt hat.

Der bekannte israelische Historiker Tom Segev spricht von der „Katastrophe von Gaza“, die zu „moralischen Zweifeln“ führe. Immer mehr Israelis würden denken, dass Benjamin Netanjahu den Krieg verlängere, um Neuwahlen zu verhindern und im Amt zu verbleiben, so Segev.

Auch die aktuellen Pläne in der israelischen Regierung, den Krieg zu intensivieren und den Gazastreifen vollständig zu besetzen, sorgen international für einen Aufschrei. Der stellvertretende UN-Generalsekretär Miroslav Jenca zeigt sich alarmiert: „Das hätte katastrophale Folgen für Millionen Palästinenser und würde das Leben der Geiseln weiter gefährden.“ Auch in Israel regt sich massiver Widerspruch: Armeechef Ejal Zamir, ranghohe Militärs und Diplomaten sollen strikt gegen eine vollständige Besetzung des Gebiets sein. Regierungschef Netanjahu will jedoch militärisch dafür sorgen, „dass vom Gazastreifen nie wieder eine Gefahr für Israel ausgeht“. Nach einer Unterredung des Armeechefs mit dem Ministerpräsidenten teilte Netanjahus Büro nur mit, Zamir habe mögliche Optionen für die Fortsetzung des Kriegs präsentiert. Auch Oppositionsführer Jair Lapid ist gegen die volle Okkupation des Küstengebiets, denn das würde nur dazu führen, „dass alle Geiseln sterben“.

Die Hamas wiederum will ihren bewaffneten Widerstand erst aufgeben, wenn ein unabhängiger, souveräner Palästinenserstaat mit Jerusalem als Hauptstadt errichtet ist, wie sie in einer Erklärung beteuerte. Die Hamas ist zwar nicht entwapnet, jedoch militärisch seit Monaten weitgehend handlungsunfähig und in der arabischen Welt isoliert. Die Arabische Liga und zahlreiche arabische Staaten fordern die völlige Entwaffnung und Entmachtung der Hamas, um den Weg für einen eigenständigen Palästinenserstaat frei zu machen. Doch für einen souveränen Palästinenserstaat neben Israel und mit wechselseitiger Anerkennung mag international die Zustimmung wachsen; unter Israelis wie Palästinensern scheint es dafür kaum Fürsprecher zu geben.

KOMMENTAR

Politik für Rentner

VON JAKOB RANKE

Seit Jahren anhaltend miese Konjunkturdaten und dazu trotz gigantischer Schuldenaufnahme ein 172-Milliarden-Loch in der Finanzplanung der nächsten vier Jahre: Was läge näher, als in dieser Situation, wie das Bundeskabinett am Mittwoch, noch schnell ein richtig teures Rentenpaket zu beschließen? Nun, sicherlich vieles. Aber Koalitionsvertrag ist eben Koalitionsvertrag. Und deshalb wird auch das Stopfen der Rentenlöcher weiterhin den größten Raum im Haushalt einnehmen. 127,8 Milliarden Euro, mehr als alle „Investitionen“ zusammen, will der Bund 2026 in Richtung der gesetzlichen Rentenversicherung schleusen.

Die Ursache des dramatischen Bedarfs ist seit Jahrzehnten bekannt: Wegen des demografischen Wandels werden immer mehr Rentner von zunehmend weniger Beitragszahlern versorgt. Das zieht steigende Beitragssätze nach sich, einer aktuellen Schätzung der Deutschen Rentenversicherung Bund zufolge wird die 20-Prozent-Marke schon 2028 gerissen. Und was nicht über die Beiträge, die zur Unzeit die Wettbewerbsfähigkeit der Wirtschaft beeinträchtigen, finanziert wird, kommt aus dem Bundeshaushalt. Nun werden die „Haltelinie“, also die Festschreibung des Rentenniveaus auf 48 Prozent des Durchschnittseinkommens, und das dritte Mütterrentenpaket noch mal für eine saftige Kostensteigerung sorgen. Mag man aus christlicher Sicht auch gerade die „Mütterrente“ als gerechte Wertschätzung der Erziehungsleistung begreifen, so ist doch klar: Das Geld, das hier versprochen wird, muss die junge Generation erwirtschaften. Und nicht von ungefähr mühen sich nahezu alle Parteien, die Kindererziehung zu Hause, die weder Sozialabgaben noch Steuern abwirft, zugunsten der Fremdbetreuung zurückzudrängen. Sollen die Eltern von heute zu maximaler Erwerbsarbeit gezwungen werden, um die Mütter von vor 35 Jahren mit unerwarteten, zusätzlichen Rentenzahlungen zu erfreuen? Die Mütterrente ist nicht weniger schräg als die Haltelinie, die ohne Not die gesamte Last der Demografie den jüngeren Beitrags- und Steuerzahlern aufbürdet. Nach der Sommerpause soll dann eine Kommission Reformvorschläge ausarbeiten – ein schlechter Witz. Verantwortliche Politik sieht anders aus.

WEITER REGIERUNGSGELD FÜR LINKE NGOS

Auch im neuen Bundeshaushalt werden Mittel eingeplant S. 5



4 194023 104701

4 0032

Freie Rede zwischen Bedrohung und Verrohung

Das Recht, die eigene Meinung frei zu äußern, ist eine historische Errungenschaft.

Was genau darunter zu verstehen ist und vor allem wie weit dieses Recht reichen sollte, ist jedoch umstritten. Eine historische und philosophische Einordnung

VON SEBASTIAN OSTRITSCH

Einer der vielleicht besten Momente Jordan P. Petersons öffentlicher Karriere war der Austausch mit der britischen Fernsehmoderatorin Cathy Newman im Jahr 2018. Auf ihre Frage, warum sein Recht auf Redefreiheit das Recht einer Transperson, nicht gekränkt zu werden, übertrumpfen sollte, antwortet der durch seine Videos zu Weltbekanntheit gelangte klinische Psychologe: „Weil man, um denken zu können, riskieren muss, anstößig zu sein. Schauen Sie sich mal die Unterhaltung an, die wir gerade führen. Sie riskieren jedenfalls, mich im Zuge der Suche nach Wahrheit zu kränken. Warum sollten Sie das Recht dazu haben? Es war ziemlich unangenehm bisher.“ Damit brachte er sogar die sonst so eloquente und alles andere als versöhnlich auftretende Journalistin zumindest kurzzeitig zum Verstummen.

Petersons Antwort ist lehrreich, wenn man tiefer über das Thema Meinungs- oder Redefreiheit nachdenken will. Denn sie artikuliert einen grundlegenden Zusammenhang zwischen der Freiheit des Denkens und der Freiheit, diese Gedanken auch in irgendeiner Form zu artikulieren und damit nach außen zu tragen und mit den Mitmenschen zu teilen.

Historisch musste sich dieser Zusammenhang zwischen dem Inneren – der Freiheit des Denkens – und dem Äußeren – der Freiheit der Rede – erst entwickeln. Die Antike und das Mittelalter kannten noch kein eigenes Recht auf Meinungs- oder Redefreiheit. Wohlvertraut dagegen war das Prinzip, dass das Denken beziehungsweise das Gewissen keinem Zwang unterliegen darf. „Cogitationis poenam nemo patitur“, heißt es beim römischen Juristen Ulpian im dritten Jahrhundert nach Christus: „Niemand wird für sein Denken bestraft.“

Erst in der Neuzeit tritt immer deutlicher die Einsicht hervor, dass die Freiheit des Denkens Hand in Hand zu gehen hat mit der Freiheit, das Gedachte auch kundzutun. Das beanspruchte Recht auf Redefreiheit ist zunächst noch restriktiv – Fürsprache für den Atheismus und andere das Gemeinwohl gefährdende Überzeugungen werden routinemäßig nicht mit-
eingeschlossen –, wird aber im Laufe der Zeit immer liberaler. Im

deutschsprachigen Raum sticht im 18. Jahrhundert Immanuel Kant hervor, der auch für die Untertanen das Recht einfordert, „von ihrer eigenen Vernunft öffentlich Gebrauch zu machen“.

Grenzen der Meinungsfreiheit

Politischen Niederschlag findet die Meinungsäußerungsfreiheit in der französischen „Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte“ von 1789. So heißt es in Artikel 1: „Die freie Mitteilung der Gedanken und Meinungen ist eines der kostbarsten Menschenrechte. Jeder Bürger kann also frei schreiben, reden und drucken unter Vorbehalt der Verantwortlichkeit für den Missbrauch dieser Freiheit in den durch das Gesetz bestimmten Fällen.“ Auch hier sind dem Recht auf Meinungsäußerung also Grenzen gesetzt: Es findet diese in den allgemeinen Gesetzen. Dieselbe Auffassung setzt sich auch im Grundgesetz der BRD fort, wo die Meinungsfreiheit „ihre Schranken in den Vorschriften der allgemeinen Gesetze, den gesetzlichen Bestimmungen zum Schutze der Jugend und in dem Recht der persönlichen Ehre“ (Art. 5 Abs. 2 GG) findet.

Die Probleme dieser beschränkten Form der Meinungsfreiheit sind leicht zu benennen, gerade heute: Die persönliche Ehre ist eine stark subjektiv gefärbte Kategorie. Gehört schon dazu, jemanden nicht mit seinen gewünschten Pronomen anzusprechen? Auch können Gesetze erlassen werden, die sogar das Aussprechen offensichtlicher Wahrheiten unter Strafe stellt. So sieht das in Deutschland geltende „Selbstbestimmungsgesetz“ ein „Offenbarungsverbot“ vor: Einen Mann einen Mann und eine Frau eine Frau zu nennen, kann unter Umständen verboten sein.

Ein ganz anders gelagerter Fall ist das Verbot, den Holocaust ganz oder in Teilen zu leugnen. Auch dies kann in Deutschland Haftstrafen nach sich ziehen. Der Gedanke dahinter ist freilich einer, der nicht zuletzt Katholiken vertraut sein dürfte, und zwar weil er von Thomas von Aquin artikuliert worden ist: Der Irrtum hat kein Recht, zu bestehen, sondern allein die Wahrheit. Das irrende Gewissen ist zwar zu entschuldigen, aber Entschuldigung und Rechtfertigung sind nicht dasselbe. Andererseits



Dieses Meme, hier ausgedruckt und an ein Plakat von Bündnis90/Die Grünen geklebt, bescherte Stefan Niehoff eine Hausdurchsuchung.
Foto: Imago/Bihlmayerfotografie

Für diese satirische Text-Bild-Montage wurde der Journalist David Bendels zu einer Freiheitsstrafe von sieben Monaten auf Bewährung verurteilt.
Foto: x.com



hat auch die Kirche mit dem Zweiten Vatikanum eingesehen, dass es ein staatlich zu garantierendes Recht auf Religionsfreiheit geben sollte – ein Recht, das nichts anderes ist, als das Recht, sich in religiösen Dingen frei auszudrücken, und von dem auch eine falsche Religion wie etwa der Islam profitieren kann. Der Staat und seine Vertreter sind nämlich ebenso fehlbar wie die Bürger. Warum sollte man Ersteren die Entscheidung über Wahrheit und Irrtum und damit über die Grenzen der freien Rede überlassen?

„Free Speech Absolutism“

Aufgrund solcher Überlegungen hat sich vor allem im angelsächsischen Kontext ein anderes, liberaleres Verständnis von Meinungsäußerungsfreiheit gebildet. So findet sich im 19. Jahrhundert bei John Stuart Mill der Gedanke, dass gerade die „Verfechter einer unpopulären Meinung“ den Schutz der Meinungsfreiheit vor staatlicher Unterdrückung verdienten. Leitend ist hier der Wettbewerbsgedanke: Gerade in der kritischen Auseinandersetzung mit abseitigen, anstößigen und auch irrigen Gedanken kann sich die Wahrheit Bahn brechen und sich im Wettbewerb der Ideen und Argumente durchsetzen. Eine radikale Form dieser Auffassung ist im ersten Verfassungszusatz der Vereinigten Staaten von Amerika 1791 zur politischen Wirklichkeit geworden. Das amerikanische „First Amendment“ garantiert eine Form der Redefreiheit, die heute in der Debatte unter dem Stichwort „free speech absolutism“, also einem Redefreiheitsabsolutismus, firmiert.

In der Tat ist in den USA vieles erlaubt, was bei uns als Beleidigung oder gar als Volksverhetzung verboten ist. Selbst Aussagen, die ganze Religionen oder auch soziale und ethnische Gruppen herabwürdigen, ja gar ihre Ermordung gutheißen, sind vom ersten Verfassungszusatz geschützt. Deutlich werden die Ausmaße der amerikanischen Redefreiheit anhand des Urteils des Obersten Gerichtshofs im Fall Brandenburg gegen den Bundesstaat Ohio aus dem Jahr

1969. Der Ku-Klux-Klan-Führer Clarence Brandenburg war in Ohio wegen einer rassistisch aufwiegeln Rede verurteilt worden; der „Supreme Court“ erklärte das Urteil jedoch für verfassungswidrig. Eine abstrakte oder allgemeine Befürwortung von Gewalt reiche nicht aus, um eine Äußerung zu kriminalisieren. Es müssten vielmehr die folgenden drei Bedingungen vorliegen, damit eine Äußerung die Grenzen der erlaubten freien Rede überschreite: Erstens müsse die Äußerung darauf zielen, eine unmittelbar bevorstehende illegale Handlung zu verursachen oder zu provozieren; zweitens müsse die Äußerung geeignet sein, diese illegalen Effekte mit hinreichender Wahrscheinlichkeit zu erzielen; drittens müsse der Redner diese unmittelbar bevorstehende Wirkung auch tatsächlich beabsichtigen. Alles, was diesen sogenannten „Brandenburg-Test“ besteht, ist erlaubte freie Rede. Verleumdung wiederum ist nach amerikanischer Rechtsauffassung überhaupt kein Kriminaldelikt, sondern kann lediglich auf zivilrechtlichem Weg bekämpft werden. Festzuhalten ist aber, dass es – so weit die Grenzen auch gefasst sind – selbst im Modell des Redefreiheitsabsolutismus eben Grenzen der freien Rede gibt und diese daher nicht im strengen Sinn „absolut“ ist.

Kritiker des US-amerikanischen Modells der Redefreiheit könnten daran bemängeln, dass dieses mit der Zeit unweigerlich zur Verrohung des Diskurses führe, wie sie an der extremen Polarisierung in den USA zu beobachten sei. Nur ist diese Polarisierung inzwischen auch nach Europa geschwappt, wo zusätzlich zur Verrohung des Diskurses eben auch seine zunehmende Kriminalisierung zu beklagen ist (siehe S. 3). Aus all dem ist wohl die Konsequenz zu ziehen, dass das Recht zur freien Rede und Meinungsäußerung dazu verdammt ist, wie Odysseus zwischen der Skylla der Verrohung und der Charybdis der Kriminalisierung zu manövrieren. Mindestens genauso wichtig wie der juristische Rahmen dürften ohnehin die persönliche Tugend und sittliche Reife der Bürger sein, die sich am öffentlichen Diskurs beteiligen.



Diese feixenden deutschen Staatsanwälte, die vor allem gegen „Meinungsdelikte“ vorgehen, traten in der US-Sendung „60 Minutes“ auf und wurden im Netz zum Symbol für die staatlich-juristische Unterdrückung der freien Rede.
Foto: Screenshot „CBS“-Webseite

Politikerbeleidigung
und Volksverhetzung:
Auch harmlose Kritik
zeitigt in Deutschland
gelegentlich juristische
Konsequenzen.
Vier Fallbeispiele

VON JAKOB RANKE

Das Recht gegen
die Meinungsfreiheit

Dem angehenden Juristen John Hoewer
wurde ein Roman und somit die bloße
Fiktion zum Verhängnis: Ihm wurde die
Zulassung zum Rechtsreferendariat verwehrt.
Foto: Imago/Metodi Popow



Welchen Stellenwert hat die Meinungsfreiheit in Deutschland? Während sich über die Relevanz von Phänomenen wie der Cancel Culture oder der Schweigespirale trefflich streiten lässt, sprechen Gerichte handfeste Strafen aus. Eine Einschränkung der Meinungsfreiheit, die in Gerichtsurteilen manifest wird, lässt sich also nicht so ohne Weiteres wegdiskutieren. Tatsächlich hat Deutschland in den vergangenen vier Monaten drei Urteile erlebt, die bei Freunden der Freiheit zu erheblicher Empörung und entsprechender medialer Aufmerksamkeit führten.

Der bekannteste Fall ist wohl der des oberfränkischen Rentners Stefan Niehoff. Im November 2024 war Niehoffs Haus im Rahmen eines bundesweiten Aktionstages gegen Hasspostings von Polizisten durchsucht worden. Der Grund: Niehoff hatte ein Meme des damaligen Wirtschaftsministers Robert Habeck gepostet, auf dem dieser als „Schwachkopf“ bezeichnet wurde. Der Verdacht der Staatsanwaltschaft Bamberg: Beleidigung gegen Personen des politischen Lebens, Paragraph 188 des Strafgesetzbuches (StGB). Im Juni 2025 erging schließlich das erstinstanzliche Urteil gegen Niehoff. Zur Zahlung von 825 Euro verurteilte das Amtsgericht Bamberg den Rentner, allerdings nicht wegen des Schwachkopf-Memes, sondern wegen „Verwendung von Kennzeichen terroristischer oder verfassungsfeindlicher Organisationen“, Paragraph 86a StGB.

Niehoff hatte unter anderem auch ein historisches Bild von Klerikern beim Hitlergruß gepostet. Auch ein gefaktes Bild, auf dem die bayerische Grünen-Politikerin Katharina Schulze den Arm zum Hitlergruß erhebt, war dem Richter „einfach zu krass“. Zwar war laut Niehoffs Anwalt Marcus Pretzell der Bamberger Richter durchaus zu der Überzeugung gekommen, dass damit eine kritische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus gegeben sei – nur sei die eben nicht „auf Anhieb“ erkennbar, weshalb das Gericht den Tatbestand als erfüllt ansah. Niehofflegte Berufung gegen das Urteil ein.

Bereits im April 2025 hatte ein anderer Richter des Bamberger Amtsgerichts den Journalisten David Bendels zu einer Freiheitsstrafe von sieben Monaten auf Bewährung verurteilt. Bendels, der Chefredakteur des AfD-nahen „Deutschland Kuriers“, hatte ebenfalls ein Meme auf „X“ geteilt. Darauf zu sehen war die damalige Innenministerin Nancy Faeser, die ein Schild mit der Aufschrift „Ich hasse die Meinungsfreiheit!“ trägt – eine satirische Bildmontage also, mit der Bendels die Politikerin für ihre politische Haltung kritisiert, geradezu ein Paradebeispiel geschützter Meinungsäußerung. Doch der Bamberger Richter sah es anders. Er

sprach Bendels der „gegen Personen des öffentlichen Lebens gerichteten Verleumdung“ schuldig, ebenfalls Paragraph 188 StGB. Eine Verleumdung (§ 187 StGB) liegt vor, wenn „wider besseres Wissen“ eine „unwahre Tatsache“ behauptet wird, welche geeignet ist, den anderen „verächtlich zu machen oder in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen“.

Die Absurdität speziell dieses Urteils wurde vielfach kritisiert, unterstellt es doch, dass irgendjemand glauben könne, die Bundesinnenministerin habe sich tatsächlich mit einem derartigen Schild ablichten lassen und zu ihrem Hass auf eines der wichtigsten Grundrechte bekannt. Auch die ungewöhnliche Bewährungsauflage ließ Juristen staunend zurück: Bendels sollte sich als Bewährungsaufgabe bei Faeser für seine Tat entschuldigen. Dass die Auflage nicht erfüllt werden muss, hat Bendels der Staatsanwaltschaft Bamberg zu verdanken. Die hält die Strafe noch für zu gering und ist deshalb in Berufung gegangen.

Hetze oder Schöpfungsordnung?

Ein Beschluss des Verwaltungsgerichts Koblenz aus dem Mai dieses Jahres betrifft in erster Linie die vom Grundgesetz noch stärker als die Meinungsfreiheit geschützte Kunstfreiheit. Betroffen war der angehende Jurist und ehemalige rechte Aktivist John Hoewer, der etwa bei der mittlerweile aufgelösten Jugendorganisation der AfD, der Jungen Alternative, engagiert war. Hoewer hatte sich nach Abschluss seines Studiums um die Zulassung zum Rechtsreferendariat beim Oberlandesgericht Koblenz beworben, war von diesem aber abgelehnt worden. Der Eilantrag Hoewers auf gerichtliche Anordnung, ihn einzustellen, wurde vom Verwaltungsgericht Koblenz mit der Begründung abgelehnt, es sei mit dem Prinzip der wehrhaften Demokratie nicht zu vereinbaren, dem Staat zuzumuten, verfassungsuntreue Bewerber in den juristischen Vorbereitungsdienst aufnehmen zu müssen.

So weit, so nachvollziehbar. Die Brisanz liegt in der Begründung der angeblich mangelhaften Verfassungstreue Hoewers. Die nämlich stützte sich nicht nur auf dessen politischen Aktivismus, sondern erstaunlicherweise auch auf einen von Hoewer verfassten Roman mit dem Titel „Europa Power Brutal“ – und damit auf ein von der Kunstfreiheit geschütztes Werk fiktiven Inhalts. In dem Werk lasse Hoewer etwa „den Erzähler eine angestrebte ethnische Segregation damit erklären, dass Nudeln und

Kartoffeln für sich genommen köstlich seien, man sie aber nicht zusammen in einer Pfanne zubereiten möge“; eine andere Romanfigur äußere, dass der Staat dafür sorgen solle, dass „wir nicht zu Fremden im eigenen Land werden, welches er durch die Verwendung menschenverachtender Bezeichnungen zum Ausdruck bringt“.

Drei Urteile, die verwundern und jeweils nicht im Sinne der Meinungsfreiheit ausgingen. Im Übrigen gibt es auch einen einschlägigen Fall mit christlichem Bezug: den des Bremer evangelischen Pastors Olaf Latzel. Der Pastor, durchaus für seine hemdsärmelige Ausdrucksweise bekannt, hatte 2019 bei einem Ehe-seminar in seiner Gemeinde vor 30 Paaren gesagt, der „ganze Genderdreck“ sei ein „Angriff auf Gottes Schöpfungsordnung“ und „zutiefst teuflisch und satanisch“. Zur Homosexualität sagte Latzel, „dass das alles Degenerationsformen von Gesellschaft sind“, die ihre Ursache in Gottlosigkeit hätten. Teilnehmer des Christopher-Street-Days bezeichnete Latzel als „Verbrecher“, „die Homo-Lobby“ als „dieses Teuflische“. Für diese Aussagen – ein Mitschnitt des Vortrags wurde später auf „YouTube“ veröffentlicht – wurde Latzel 2020 wegen Volksverhetzung vom Amtsgericht Bremen verurteilt. Im Revisionsverfahren vor dem Landgericht folgte 2022 hingegen der Freispruch, auch unter Berufung auf die Religionsfreiheit. Einen Angriff auf die (nicht gegen die Religionsfreiheit abwägbare) Menschenwürde sah das Landgericht nicht gegeben. 2023 hob das Oberlandesgericht wiederum den Freispruch auf und verwies zurück an das Landgericht, das schließlich 2024 das Verfahren gegen eine Geldauflage von 5000 Euro einstellte.

Für Latzel ging das Verfahren also vergleichsweise glimpflich aus – sorgte bei Beobachtern aber dennoch für Sorgenfalten. Einen „erstaunlichen Verfolgungseifer“ haben zumindest die Staatsanwaltschaft und das Amtsgericht Bremen an den Tag gelegt, sagt Felix Böllmann, Leiter der Rechtsabteilung der christlichen Nichtregierungsorganisation „ADF International“.

„Die wollten verurteilen, unbedingt.“ Zum Beispiel gehöre zum Tatbestand der Volksverhetzung notwendigerweise eine Störung des öffentlichen Friedens – Latzel habe seine Ansprache aber nicht öffentlich, sondern vor Ehepaaren seiner Gemeinde gehalten, die mit dem Inhalt völlig einverstanden gewesen seien. Später sei mehr oder weniger aus Versehen die Veröffentlichung erfolgt. Das Amtsgericht habe sich „noch nicht mal mit der Frage auseinandergesetzt, wann und wodurch die Tat genau begangen worden sein soll“.

Wie die Beispiele belegen, sind von Einschränkungen der Meinungsfreiheit nicht unbedingt Äußerungen betroffen, die jeder für moralisch einwandfrei hält. Darum geht es allerdings auch gar nicht. „Die nette Meinung, die jeder hören will, die muss man ja nicht schützen, denn über die regt sich niemand auf“, erklärt Böllmann. Man solle vor allem frei die herrschende Macht kritisieren dürfen. Mit Blick auf die christliche Verkündigung sieht Böllmann vor allem im abnehmenden gesellschaftlichen Verständnis etwa der Unterscheidung von Sünder und Sünde die Gefahr, dass rechtliche Sanktionen zum Einsatz kommen. Der Vorwurf einer Verletzung der Menschenwürde werde neuerdings schnell erhoben, weil aus christlicher Sicht sündhafte Verhaltensweisen mit Persönlichkeitsmerkmalen gleichgesetzt würden. Die Bezeichnung als „Sünder“ werde dann als Absprechen der Menschenwürde missdeutet. Dabei wisse jeder Christ, dass er vor Gott Sünder sei und der Rechtfertigung durch Christus bedürfe. Übrigens habe das auch Olaf Latzel in Bezug auf sich selbst stets betont.

Was eine kursorische Aufzählung fragwürdiger Urteile grundsätzlich nicht beweisen kann, ist die Vermutung, es gebe durch die Bank ein Problem mit politischer Justiz, die einseitig gegen die Meinungsfreiheit urteile. Auch lassen sich Beispiele für Urteile finden, die die Meinungsfreiheit politisch linksstehender Angeklagter einschränkten – und natürlich auch solche, die im Sinne der Meinungsfreiheit ausgingen. Was hingegen nicht zu bestreiten ist, ist die sukzessive Ausdehnung der zugrunde liegenden Straftatbestände durch die Politik. Der Volksverhetzungsparagraph etwa wurde unter anderem in Änderungen 1994, 2005, 2015 und 2022 erweitert. Die „Politikerbeleidigung“ nach § 188 erfuhr 2021 die Erweiterung, auf der viele der Anzeigen der letzten Jahre von Politikern gegen Bürger beruhen: Damals wurde die Beleidigung in den Paragraphen mit aufgenommen, der vorher nur Verleumdung und üble Nachrede sanktioniert hatte. Eine Entwicklung, die den Raum der Meinungsfreiheit, die laut Grundgesetz „ihre Schranken in den Vorschriften der allgemeinen Gesetze“ findet, zwingend schrumpfen lässt.

Das Grundgesetz und die Mitte

Frauke Brosius-Gersdorf vertritt offen verfassungswidrige Positionen. Das zeigt eine Analyse ihrer Gutachter-Stellungnahme im Rechtsausschuss des Bundestages zur Neuregelung des Schwangerschaftsabbruches vom Februar **VON KNUT WIEBE**

Frauke Brosius-Gersdorf von der Universität Potsdam wurde als Kandidatin für eine der freierwerdenden Richterstellen beim Bundesverfassungsgericht nominiert. Der zunächst vorgesehene Wahltermin Anfang Juli wurde aufgehoben, nachdem aus einem FAZ-Artikel vom 30. Juni bekannt geworden war, dass die Kandidatin zu den Paragrafen 218 ff. StGB Positionen vertritt, die insbesondere von einem Teil der CDU/CSU-Bundestagsfraktion nicht mitgetragen werden konnten. Nach erheblicher Unruhe wegen des abgesetzten Wahltermins ist die Kandidatin in einem Interview in der ZDF-Sendung „Markus Lanz“ den ihr vorgehaltenen Positionen entgegengetreten und hat sich des Weiteren mit einer Erklärung vom selben Tag an die Rechtsanwälte Redeker, Sellner u.a. in Bonn gewandt und diese gebeten, ihre Erklärung „den Medien zur Verfügung zu stellen“. In ihrer Anwaltserklärung beanstandet Brosius-Gersdorf die Berichterstattung über ihre Person und ihre Positionen, die „in Teilen der Medien unzutreffend und unvollständig, unsachlich und intransparent“ wiedergegeben worden seien. Hätte man sich mit ihren wissenschaftlichen Beiträgen inhaltlich befasst, so hätte sich von ihr ein Bild in der „demokratischen Mitte“ ergeben. Wie aber sollte man sich mit ihren Positionen befassen, wenn sie selbst nicht einmal in ihrer ausdrücklich für die „Medien“ gedachten Anwaltserklärung ihre eigene Stellungnahme vom 7. Februar erwähnt, die sie in der Sitzung des Rechtsausschusses des Bundestages am 10. Februar zur Neuregelung des Schwangerschaftsabbruchs vorgetragen hat.

Dabei ging es doch genau um die Fragen, die auch zur Vertagung der Wahlsitzung geführt haben. Offenbar wollte Brosius-Gersdorf ihre Stellungnahme vom aus der Diskussion heraushalten; warum, ist nicht ersichtlich. Es sei falsch, so die Kandidatin in ihrer Anwaltserklärung, dass sie ungeborenem Leben (Nasciturus, auch Embryo/Fetus) die Menschenwürde abspreche und für einen Schwangerschaftsabbruch bis zur Geburt eintrete. Dem Nasciturus stehe ab der Nidation das Grundrecht auf Leben zu; dafür sei sie immer eingetreten. Auch sei unzutreffend, dass sie sich „für eine Legalisierung und eine (hiervon zu unterscheidende) Straffreiheit des Schwangerschaftsabbruchs bis zur Geburt“ ausgesprochen habe. Richtig sei hingegen, dass sie auf das „verfassungsrechtliche Dilemma“ hingewiesen habe, das darin bestehe, dass der Nasciturus ab Nidation die (-selbe) Menschenwürde habe wie der Mensch nach seiner Geburt. Das völlig gleichrangige Lebensrecht von Schwangerer und Nasciturus führe bei einer „Nicht-abwägungsfähigkeit“ beider Lebensrechte dazu, dass ein Schwangerschaftsabbruch unter keinen Umständen zulässig sei, auch nicht, wenn „ein Abbruch wegen medizinischer Indikation bei Gefährdung des Lebens oder der Gesundheit der Frau“ geboten sei.

Es besteht kein Dilemma

Diese Auffassung der Kandidatin trifft jedoch nicht zu; sie entspricht auch nicht dem Grundgesetz, sodass das von ihr herangezogene „verfassungsrechtliche Dilemma“ auch nicht existiert: Der unter den Voraussetzungen des § 218a Abs. 2 StGB (medizinische Indikation) durchgeführte Schwangerschaftsabbruch ist schon von Gesetzes wegen nicht rechtswidrig, sodass ein Abbruch aufgrund dieser Indikation zu keinem Verfassungskonflikt mit dem Lebensrecht des Nasciturus führen kann. Ein solcher Verfassungskonflikt ist vom Gesetzgeber mit dieser Regelung vermieden worden, was allgemein auch als verfassungskonform angesehen wird. Dasselbe gilt im Übrigen auch gemäß § 218a



Frauke Brosius Gersdorf (links) gehörte auch der Kommission zur reproduktiven Selbstbestimmung und Fortpflanzungsmedizin an. Hier tuschelt sie mit Liane Wörner (rechts), der Koordinatorin der Kommission bei der Vorstellung des Abschlussberichtes vor der Bundespressekonferenz im April.
Foto: Imago/M. Popow

Abs. 3 StGB für die Fälle der kriminologischen Indikation (zum Beispiel nach einer Vergewaltigung). Aber auch dann, wenn die Voraussetzungen des § 218a Abs. 2 oder 3 StGB nicht gegeben sind, die Frau sich aber aufgrund ihrer Schwangerschaft ernsthaft mit einer schweren gesundheitlichen Schädigung oder gar mit einer Lebensgefahr konfrontiert sieht, ist ein Schwangerschaftsabbruch zulässig. In einem solchen Fall ergibt sich die Zulässigkeit aus dem allgemein gültigen Rechtssatz des übergesetzlichen Notstands.

Besteht nämlich eine Gefahr für zwei gleichermaßen verfassungsrechtliche Höchstwerte, nämlich: für das Leben des Nasciturus wie auch für das Leben der Schwangeren, und kann nur eines dieser beiden Leben gerettet werden, so ist das Leben der Schwangeren zu retten. Dies ist eindeutig, da das Leben des Nasciturus bis zu seiner externen Lebensfähigkeit (ex utero) allein nicht gerettet werden kann, wohl aber das Leben der Schwangeren. Eine Abwägung beider Leben gegeneinander findet hierbei nicht statt, sodass auch insoweit von einem „verfassungsrechtlichen Dilemma“ keine Rede sein kann. Es ist schwer vorstellbar, dass einer anerkannten Verfassungsjuristin diese Überlegungen unbekannt sind. Dies umso weniger, als die Kandidatin, wie schon erwähnt, am 10. Februar im Rechtsausschuss des Deutschen Bundestages im Rahmen einer Anhörung zu einem „Gesetzentwurf zur Neuregelung des Schwangerschaftsabbruchs“ ihre oben schon erwähnte schriftliche Stellungnahme vom 7. Februar vorgetragen hat.

Auch die weitere Auffassung der Kandidatin, wonach das Lebensrecht des Nasciturus ab Nidation bestehe, aber der Schwangeren gegenüber einen geringeren Schutzstandard habe, ist nicht nachvollziehbar, auch nicht, wenn und weil, so die Kandidatin, das Lebensrecht des Nasciturus mit dem Fortschreiten der Schwangerschaft stetig anwachse, also stärker werde; vollwertig sei es erst ab der Lebensfähigkeit ex utero, jedenfalls aber mit der Geburt. Bis

dahin also ist der von der Kandidatin dem Nasciturus zuerkannte Grundrechtsschutz, selbst bei Anerkennung seiner kontinuierlich anwachsenden Bedeutung, ohne jede Auswirkung. Denn: Solange das Leben des Nasciturus unter dem Vorbehalt der Aufrechterhaltung der Schwangerschaft durch seine Mutter steht, ist sein Lebensschutz wertlos. Was für eine Ungleichheit: Entscheidet sich die Schwangere aufgrund ihres stärkeren Lebensrechts für eine Abtreibung, so verliert der Nasciturus sein Leben, die Schwangere hingegen erreicht den von ihr gewollten Zustand, wieder ohne Schwangerschaft leben zu können; dabei hat sie – in aller Regel – zuvor ihre Schwangerschaft selbst mit herbeigeführt und damit auch mitverantwortet.

Selbst wenn ein Verhütungsmittel versagt hat, ist dies nicht mit einer Vergewaltigung zu vergleichen, kann also auch nicht als Argument für eine straffreie Abtreibung herangezogen werden. Im Übrigen birgt die Anerkennung eines anwachsenden Lebensrechts zu Beginn des Lebens die Gefahr, dass ein abnehmendes Lebensrecht für den älteren oder alten Menschen zu befürchten ist, etwa dann, wenn seine medizinische Versorgung oder Betreuung nicht mehr oder nur kaum noch zu finanzieren ist. Auch diese Überlegung zeigt, dass das Lebensrecht als Ausfluss der Menschenwürde nicht relativierbar sein darf. Nur dann kann dem Art. 1 Abs. 1 Satz 1 GG entsprochen werden, wonach die „Würde des Menschen“, also auch die des ungeborenen Menschen (Nasciturus), „unantastbar“ ist. Die Menschenwürde darf also nicht einmal ansatzweise tangiert werden, was aber der Fall ist, wenn es ein schwächeres und ein stärkeres Lebensrecht gibt. Nach Satz 2 der genannten Grundgesetzbestimmung ist es sogar die grundgesetzliche Verpflichtung aller staatlichen Gewalt, die Menschenwürde zu achten und zu schützen, hier also jedweder Relativierung des Lebensrechts des Menschen aus Art. 2 GG entgegenzutreten. So kann es auch,

entgegen der Auffassung der Kandidatin (Stellungnahme vom 7. Februar), weder gute Gründe dafür geben, dass die Menschenwürdegarantie erst ab der Geburt gelten könne, noch kann es „gewichtige Argumente“ dafür geben, dass die Menschenwürdegarantie durch einen Schwangerschaftsabbruch im Regelfall nicht verletzt werde, wobei dies ohnehin nur dann gelten soll, wenn der Nasciturus zum Objekt eines staatlichen Handelns würde. Dies scheidet regelmäßig aus: Bei einem Schwangerschaftsabbruch handelt es sich (eigentlich immer, welche Ausnahmen sollte es geben?) um ein privat veranlasstes Geschehen zum Nachteil des Nasciturus, der – anders als der geborene Mensch, zum Beispiel bei einem Totschlag – nicht über ein entsprechendes Strafgesetz geschützt ist, wenn der Schwangerschaftsabbruch als Strafgesetz – ganz oder teilweise – entfällt. Aus diesem Grunde ist das Schutzbedürfnis des Nasciturus insoweit sogar noch höher anzusetzen als das eines geborenen Menschen.

Nach der Anwaltserklärung der Kandidatin vom 15. Juli, Ziffer 3, könne die verfassungsrechtliche Lösung nur sein, dass die Menschenwürde abwägungsfähig sein müsse oder aber für den Nasciturus nicht gelten dürfe. Dabei sei der Nasciturus nicht schutzlos, denn das Grundrecht auf Leben ab Nidation (wenigstens bis zur Lebensfähigkeit ex utero) stünde ihm ja zu. Ein mehr als offener Widerspruch, den auch die Kandidatin sieht: Zur Auflösung dieses „grundrechtlichen Güterkonflikts zwischen dem Lebensrecht des Ungeborenen und den Grundrechten der Schwangeren“ soll nach den Ausführungen der Kandidatin in ihrer Stellungnahme vom 7. Februar (Seiten 8, 9) maßgeblich sein, dass der Schwangeren, jedenfalls bis zur eigenständigen Lebensfähigkeit des Nasciturus (ex utero), ganz allgemein ein Recht auf einen Schwangerschaftsabbruch zustehen muss.

So aber ist die derzeitige Rechtslage nicht, und sie wäre dann auch verfassungs-

widrig. Ob die „demokratische Mitte“, in der sich die Kandidatin sieht, so denkt, ist dabei nicht einmal entscheidend. Selbst wenn es eine dahingehende Mehrheit gäbe, würde sie, wie schon erwähnt, nicht mit dem Grundgesetz übereinstimmen. Die Konstruktionen der Kandidatin, wonach die eine oder andere ihrer Überlegungen mit dem Grundgesetz und auch den bisherigen Entscheidungen des BVerfG zu den §§ 218 ff. StGB in Einklang stehen würden, überzeugen, wie ausgeführt, nicht. Auch tritt nicht nur ein beachtlicher Teil der CDU/CSU-Bundestagsfraktion den Auffassungen der Kandidatin entgegen, sondern auch ein großer Teil der im Rechtsausschuss des Bundestages angehörten Gutachter, die zumindest in der Mehrzahl keine Notwendigkeit der Reform des Abtreibungsstrafrechts sehen. Es kommt also nicht darauf an, ob die Kandidatin sich mit ihren Auffassungen in der „demokratischen Mitte“ der Gesellschaft befindet oder nicht, sondern allein darauf, ob ihre Auffassungen mit dem Grundgesetz, hier insbesondere seinen Art. 1 und 2, übereinstimmen oder nicht.

Das Ergebnis der Überprüfung

Die Überprüfung hat ergeben, dass dies nicht der Fall ist. Wer schon im Vorfeld einer Wahl zur Richterin am Bundesverfassungsgericht offen verfassungswidrige Positionen vertritt, kann nicht erwarten, vom Bundestag zur Bundesverfassungsrichterin gewählt zu werden. Darauf, dass ihre Auffassungen in Meinungsumfragen möglicherweise mehrheitsfähig sind, kommt es nicht an: Die Beachtung des Grundgesetzes geht vor. Das Grundgesetz zu achten und zu beachten, muss eine Kandidatin für ein solches Richteramt gewährleisten; Frauke Brosius-Gersdorf bietet diese Gewähr nicht.

Der Autor ist Richter a.D. am Landgericht.



Ohne die Fördergelder sähen sie alt aus: die sogenannten Omas gegen Rechts.

Fotos: Imago/Paul Philipp Braun

Die Regierung finanziert linke NGOs weiter

Wie schon in der letzten Legislaturperiode werden auch im aktuellen Bundeshaushalt Mittel zur Finanzierung von Nichtregierungsorganisationen bereitgestellt. Dass diese häufig tendenziell linkslastig sind, sorgt für Kritik **VON PATRICK PETERS**

Omas gegen Rechts, Amadeu Antonio Stiftung, Correctiv, Campact und, und, und: Seit einiger Zeit sorgen solche linksgerichteten Initiativen für Aufmerksamkeit, meistens durch Aktivitäten gegen (vermeintliches oder tatsächliches) rechtes Gedankengut und entsprechend freundliche Begleitung ebenso linksorientierter Medien und Parteien in Deutschland. Gerade das Engagement Anfang 2025 ist wohl noch in bester Erinnerung. Im Zuge der durch die CDU/CSU vor der Bundestagswahl verschärften Migrationsdebatte und der Durchsetzung eines solchen Antrags mit Stimmen der AfD im Bundestag gingen in ganz Deutschland Zehntausende auf die Straße, um gegen den „Rechtsruck zu demonstrieren“, wie das durchaus mit den Demonstranten sympathisierende Online-Portal der „Tageschau“ formulierte.

Dieser erhebliche und in weiten Teilen völlig überzogene Protest von Links blieb nicht ohne Folgen. Denn direkt nach der gewonnenen Bundestagswahl hat die CDU/CSU-Fraktion der Bundesregierung 551 Fragen zur Finanzierung von gemeinnützigen Organisationen gestellt. In der Kleinen Anfrage mit dem Titel „Politische Neutralität staatlich geförderter Organisationen“ heißt es: „Die Frage nach der politischen Neutralität staatlich geförderter Organisationen sorgt aktuell zunehmend für Debatten. Hintergrund sind Proteste gegen die CDU Deutschlands, die teils von gemeinnützigen Vereinen oder staatlich finanzierten Organisationen organisiert oder unterstützt wurden. Dies wirft die Frage auf, inwiefern sich gemeinnützige Vereine, die zusätzlich noch mit Steuergeldern gefördert werden, parteipolitisch betätigen dürfen, ohne ihren Gemeinnützigkeitsstatus zu gefährden.“ Es ging (und geht!) also nicht nur um die Frage, ob und wie viel der Bund an diese Organisationen zahlt, sondern auch, ob diese Mittel politi-

schen Einfluss sichern sollen oder zum demokratischen Diskurs beitragen. Dies bezog sich vor allem auf die Demonstration der Omas gegen Rechts im Februar 2025 vor der CDU-Bundesgeschäftsstelle in Berlin. Aus Sicht der Union dürfe „öffentlich gefördertes Engagement nicht zu parteipolitischen Zwecken eingesetzt werden“, wie Gerichtsurteile bereits bestätigt hätten, wonach staatlich mitfinanzierte Körperschaften politische Neutralität wahren müssten.

Das linke Spektrum schimpfte und geiferte

Unter anderem wurde daher gefragt: „Wie groß ist der Anteil der finanziellen Mittel des Vereins Omas gegen Rechts Deutschland, der aus staatlichen Förderprogrammen stammt?“ Und: „Gibt es direkte Verbindungen zwischen dem Verein Omas gegen Rechts Deutschland e. V. und bestimmten Parteien oder politischen Akteuren?“ Ähnlich lauteten die Fragen zu den anderen politisch tätigen Organisationen wie dem Recherche-Netzwerk Correctiv, dem Netzwerk Campact, dem globalisierungskritischen Netzwerk Attac, der Amadeu-Antonio-Stiftung, der Tierschutzorganisation Peta, der Organisation Animal Rights Watch, der Organisation Foodwatch, der Deutschen Umwelthilfe, Agora Agrar, Agora Energiewende, dem Netzwerk Recherche und dem Verein Neue deutsche Medienmacher*innen – allesamt nicht gerade Organisationen des bürgerlichen Spektrums. Dass die Union damit einen Nerv getroffen hat, zeigt der damalige kollektive Aufschrei des linken Spektrums. Die Linke im Bundestag kritisierte die Anfrage als „Frontalangriff“ auf die Demokratie, und der Grünen-Europapolitiker Sergey Lagodinsky schrieb beim Online-Dienst X: „Diese Anfrage ist ein Angriff auf die freie Zivilgesellschaft

in Deutschland“ und sprach von „fast schon Trumpschen Verhältnissen“.

„Es dürfe keine Finanzierung linker Vorfeldorganisationen durch Steuermittel geben“, tönte es daher auch aus der CSU. War dies also die Ankündigung, im Falle einer Regierungsübernahme sämtliche NGO-Förderungen zu überprüfen? So richtig dazu durchringen mag man sich bei den Konservativen nicht, wie eine aktuelle Debatte zeigt. Ende Juni wurde ein Gesetzentwurf der AfD-Fraktion „zum Verbot der Finanzierung von politischen Nichtregierungsorganisationen aus öffentlichen Mitteln“ von allen Parteien massiv kritisiert. Der Abgeordnete Sebastian Maack (AfD) sieht bei vielen staatlich finanzierten zivilgesellschaftlichen Programmen die Neutralitätspflicht des Staates verletzt. Sie betrieben „Hass und Hetze gegen alle Konservativen, insbesondere gegen die AfD“. Besonders ins Visier nahmen die Redner das Förderprogramm „Demokratie leben“, das aus dem Bundesfamilienministerium im vergangenen Jahr 182 Millionen Euro erhalten habe, wie Sergej Minich (AfD) ausführte und fragte: „Was genau wird da mit unseren Steuergeldern finanziert?“

Skalpell statt Knüppel notwendig

Diese Frage stellten zwar auch Abgeordnete der Unionsfraktion und verwiesen auf einen Antrag vom Februar, in dem sie genauere Auskünfte dazu gefordert hatten. Den AfD-Gesetzentwurf allerdings nannte Lukas Krieger (CDU/CSU) „pauschal, undifferenziert, demokratiegefährdend“. Die AfD sei „mit dem groben Knüppel unterwegs, wo ein Skalpell vonnöten wäre“. Und grundsätzlich fand die staatliche Förderung auch von Nichtregierungsorganisationen, die sich in politischen Fragen positionieren, Unterstützung aus allen Fraktionen außer der AfD. Philipp M. A.

Hoffmann (CDU/CSU) nannte den AfD-Gesetzentwurf einen „Angriff auf die demokratische Kultur“.

„Demokratie leben“ steht im Fokus

Immerhin wolle die neue Koalition das zentrale Bundesförderprogramm „Demokratie leben“ einer unabhängigen Überprüfung unterziehen, betonte Lukas Krieger. Denn Tatsache ist, dass der Staat inzwischen erhebliche Summen in die Demokratieförderung und Zivilgesellschaft investiert. „Demokratie leben!“ finanzierte 2024 rund 700 Projekte in ganz Deutschland, etwa lokale Partnerschaften für Demokratie, Präventions- und Bildungsprojekte gegen Extremismus, Rassismus und Antisemitismus. Auch einige der nun kritisierten NGOs profitieren von solchen Mitteln. Über die tatsächlichen Förderhöhen gibt es zwar keine zentrale, vollumfängliche Übersicht, aber exemplarische Zahlen aus dem Bundesprogramm zeigen, dass der BUND 249 820 Euro, Correctiv 140 000 Euro

und HateAid 420 000 Euro bekamen, während die Omas gegen Rechts zwar keine institutionelle Förderung, aber über einzelne Ortsverbände kommunale Gelder erhielten, etwa 5 000 Euro in Buxtehude für ein Modellprojekt gegen Rassismus. Und mit einer wirklichen Änderung der Förderpraxis ist wohl nicht zu rechnen, trotz Haushaltsdruck und Kürzungen in anderen Bereichen wird das Demokratieförderprogramm vor allem auf Druck der SPD fortgeführt, obwohl CDU-Vertreter Mittelkürzungen oder sogar eine Abschaffung im Wahlkampf propagiert hatten. Insgesamt soll die Fördersumme nach dem Finanzplan des Bundes in diesem Jahr sogar noch wachsen: Für die „wichtigen Politikfelder wie Maßnahmen zur Stärkung von Vielfalt, Toleranz und Demokratie“ würden 200 Millionen Euro bereitgestellt. Für den Bund Katholischer Unternehmer (BKU) ist das ein weiterer Höhepunkt einer „beispiellosen Neuverschuldung auf Rechnung der Zukunft“, wie der BKU-Vorsitzende Martin Nebeling erklärt. Nicht nur stehe eine Regierungsfinanzierung dieses Umfangs im Widerspruch zum wörtlichen Anspruch von Nichtregierungsorganisationen. Auch sei oft eine einseitige aktivistische Ausrichtung der NGOs zu beobachten: nicht nur gegen Rechtsextremismus, sondern gegen alles, was ihnen als nicht links gilt. Hinzu kämen Verbindungen in den Islamismus. „Dies fügt der Demokratie mehr Schaden zu, als sie zu fördern“, so Nebeling. Und fügt hinzu: „Denn ohne ihre christlichen Wurzeln sind weder die Soziale Marktwirtschaft noch die Menschenrechte denkbar – und auch unser Grundgesetz wurde mit Blick auf jene drei Hügel konzipiert, von denen nach Theodor Heuss unsere Zivilisation ihren Ausgang nahm: Golgatha in Jerusalem, die Akropolis in Athen und das Kapitol in Rom.“



Sieht die NGO-Förderung kritisch: der Vorsitzende des BKU, Martin Nebeling.
Foto: Hans-Peter Meinhardt

Der Autor arbeitet als Journalist.

Streit um Melonis Asylverfahren

Italien will das EuGH-Urteil nicht hinnehmen

VON GUIDO HORST

In Italien hat das vom Europäischen Gerichtshof (EuGH) verkündete Urteil zu Abschiebungen von Asylbewerbern in „sichere Herkunftsländer“ für Wirbel gesorgt. Denn es geht um Abschiebelager in Albanien, die die Regierung von Giorgia Meloni eingerichtet hat, um auf dem Meer gerettete Migranten, die auf Asyl in Italien hoffen, im Schnellverfahren in ihre Heimatländer abschieben zu können – wenn diese Staaten als „sicher“ gelten. Es ist ein Prestigeprojekt der Regierung und ein Ziel heftigster Attacken der Opposition. Nicht zuletzt wegen der hohen Kosten. Laut einem 2023 mit Albanien unterzeichneten Protokoll können Migranten in am Meer gelegenen Zentren in Albanien unter haftähnlichen Bedingungen untergebracht werden, bis über ihren Antrag entschieden ist. Die Kosten trägt Italien. Es ist ein Tauziehen zwischen der Regierung und den Gerichten, die immer wieder Klagen von Migranten stattgaben, die ihre Herkunftsländer als „nicht sicher“ bezeichneten.

Die EuGH-Entscheidung sei „ein Schritt, der alle beunruhigen sollte“, so Meloni. Die Justiz beanspruche Zuständigkeiten, „die ihr nicht zustehen, da die Verantwortung bei der Politik liegt“. So aber hätten nationale Richter, die sich auch auf private Quellen stützen könnten, Vorrang vor der Bewertung durch Minister und Parlamente. Auch Innenminister Matteo Piantedosi übte Kritik: Die Strukturen würden weiterarbeiten, doch zeige das Urteil, dass die Anwendung des Asylrechts nicht mehr funktioniere. Diente es ursprünglich dem Schutz ausländischer Bürger vor Verfolgung in autokratischen Staaten, werde es heute als Brücke benutzt, um unkontrolliert in reichere Länder auszuwandern.

Am 23. Oktober 2024 hatte Italiens Regierung „unter Berücksichtigung der in den europäischen Rechtsvorschriften festgelegten Qualifikationskriterien und der Ergebnisse aus den von den zuständigen internationalen Organisationen bereitgestellten Informationsquellen“ eine Liste sicherer Länder erstellt, darunter Bangladesch und Ägypten. Diese Einstufung ist eine Voraussetzung für die Inhaftierung und Abschiebung von Asylbewerbern. Zuvor hatte der EuGH am 4. Oktober die Verabschiedung solcher Listen stark eingeschränkt und klargestellt, dass für die Einstufung als sicheres Land die Sicherheitslage im gesamten Land und ohne Ausnahmen für alle Personengruppen – etwa auch für Homosexuelle – gegeben sein müsse. Daraufhin hatte ein römisches Gericht am 18. Oktober 2024 die Freilassung und Rückführung von zwölf in Albanien inhaftierten Asylbewerbern aus Ägypten und Bangladesch nach Italien angeordnet, weil diese Länder nicht als sicher angesehen werden können. Mit seinem neuen Urteil entschied der EuGH, dass die Bewertungen von Herkunftsländern durch nationale Regierungen einer gerichtlichen Kontrolle unterlägen und durch zugängliche Beweise gestützt sein müssten.

Die Regierung Meloni wirft dem EuGH „Amtsmissbrauch“ und Untergrabung der nationalen Souveränität vor: Die Meinungen einzelner Richter hätten Vorrang vor Untersuchungen der Regierung und damit die Fähigkeit der Exekutive zur Bekämpfung der illegalen Einwanderung sowie zum Schutz der nationalen Grenzen geschwächt. Die Entscheidung des EuGH wird als letzter Kraftakt einer Justiz gewertet, die ihre Befugnisse missbrauche und systematisch in die Exekutiv- und Legislativbefugnisse der EU-Staaten eingreife, um konservative Regierung bei einem strengen Kurs in der Handhabung des Asylrechts zu blockieren. Damit ist die EU-Kommission gefragt, die klären muss, wer im Letzten über die Sicherheit der „sicheren Herkunftsländer“ zu entscheiden hat. Verbliebe diese Zuständigkeit wie im Fall Italiens bei nationalen Gerichten, gäbe es keine einheitliche europäische Handhabung der Asylverfahren mehr.



Chinas Staats- und Parteichef Xi Jinping hofierte Kenias Präsident William Ruto in Peking, doch die Volksrepublik baut rasch ihren Einfluss in weiten Teilen Afrikas aus.

Foto: Imago/Kyodo News

Autokratischer Trend

Afrikanische Regierungschefs schränken zunehmend die Rechte ihrer Bürger ein und zementieren ihre eigene Macht. Unterstützung bekommen sie dabei von China, das die künftige politische Klasse nach dem Vorbild der Kommunistischen Partei ausbildet VON VERONIKA WETZEL

Sabasaba – 77. Keine andere Zahl hat Bedeutung wie diese in Kenia. Im Juli wurde die Zahl massenweise unter Beiträgen in den sozialen Medien von kenianischen Nutzern geteilt und trieb Tausende Jugendliche auf die Straßen. Die Zahl soll die Regierung an ihre Pflichten gegenüber den Bürgern erinnern. 77 steht für den 7. Juli 1990, als Tausende in allen großen Städten des Landes auf die Straßen gingen und für ein Mehrparteiensystem, freie Wahlen und Demokratie demonstrierten. Die Proteste wurden mit brutaler Polizeigewalt niedergeschlagen, doch letztlich brachte es die Kehrtwende: Das Einparteiensystem brach in sich zusammen.

Demokratischer Rückfall auf dem ganzen Kontinent

Heute ist die Stimmung auf den Straßen Nairobis ähnlich wie 1990: Was vor einem Jahr mit Protesten gegen Steuererhöhungen begann, ist in ein grundsätzliches Gefühl der Frustration umgeschlagen: hohe Arbeitslosigkeit, Korruption, mangelnde Rechenschaftspflicht der Regierung und Polizeigewalt haben zu einer wachsenden Unzufriedenheit mit der Regierung Ruto geführt. Die Regierung versucht, den aufkeimenden Aufstand, der schon als „zweite Revolution“ gefeiert wird, mit harter Hand niederzudrücken: Die Polizei ging mit Tränengas, Wasserwerfern und Schüssen gegen die Demonstranten vor, 31 starben dabei. Im Parlament wurde kurz darauf ein Gesetzesvorschlag vorgelegt, der Demonstrationen in der Nähe von Regierungsgebäuden untersagen soll, sämtlichen Medien wurde die Live-Berichterstattung bei den Protesten verboten. Die Wut in der Bevölkerung wurde noch größer, als vergangene Woche der beliebte Menschenrechtsaktivist Boniface Mwangi wegen „Förderung terroristischer Aktivitäten“ festgenommen wurde. Der

Aktivist ist damit nicht allein: Entführungen von Personen, die sich in den Sozialen Medien kritisch gegen die Regierung äußerten, erreichten im Vorjahr einen neuen Höchststand.

Doch nicht nur in Kenia, bislang engster Verbündeter der USA auf dem Kontinent, wird an den Fundamenten der Demokratie gesägt. In Uganda prahlte Armeechef Muhoozi Kainerugaba, Sohn von Präsident Museveni, offen damit, den Leibwächter des Oppositionsführers Bobi Wine entführt zu haben. Der Anwalt des Bodyguards berichtete später, dass sein Mandant Folterspuren gehabt habe. Auch Wine selber wurde wenig später Opfer: Seine Partei teilte auf X mit, dass Wine von Sicherheitskräften ins Bein geschossen worden sei.

Der demokratische Rückfall macht sich schleichend auf dem ganzen Kontinent breit: In Ländern wie Togo, der Zentralafrikanischen Republik, Ruanda, Guinea, der Elfenbeinküste oder Mali, wo inzwischen eine Militärregierung herrscht, wurde in den vergangenen Jahren die Beschränkung von Amtszeiten aufgehoben, was den Machthabern de facto erlaubt, lebenslang ihr Amt auszuüben. Das in Kombination mit offenkundig gefälschten Wahlen nimmt dem Bürger jegliche Möglichkeit, die Regierung zur Rechenschaft zu ziehen. In zahlreichen afrikanischen Ländern sind ehemalige Freiheitsbewegungen seit der Unabhängigkeit ohne Unterbrechung an der Macht – und nur noch daran interessiert, diese zu zementieren.

Das schamlose, offen autokratische Agieren afrikanischer Regierungen wird dabei von einem Land unterstützt, das die Einschüchterung seiner Bürger perfektioniert hat: China. Die Kommunistische Partei der Volksrepublik baut inzwischen verstärkt Akademien auf dem Kontinent, die politische Führungskräfte nach ihrem Vorbild ausbildet. 2022 eröffnete sie die „Mwalimu Julius Nyerere Leadership School“ in Tansania, die Führungskräfte ideologisch im

Sinne Pekings schult. China finanzierte den Bau der Einrichtung, der Schätzungen zufolge 40 Millionen US-Dollar gekostet haben soll. Die genaue Summe ist nicht öffentlich.

Außerdem stellt die Kommunistische Partei zusammen mit sechs ehemaligen Befreiungsbewegungen im südlichen Afrika, die seit der Unabhängigkeit allesamt ununterbrochen an der Macht sind, Lehrinhalte und -personal zur Verfügung. Das Programm ist zwar vor allem als Kaderschmiede für die regierenden Parteien gedacht, jedoch ist auch politischer Nachwuchs erlaubt, der aktuellen Oppositionsparteien angehört. Das erlaube China langfristig, seinen Einfluss zu sichern, um seine Interessen auf dem Kontinent durchsetzen zu können – unabhängig davon, wer künftig die Wahlen gewinne, analysiert das „Australian Strategic Policy Institute“.

Ziel des Programms sei, „den Erfahrungsaustausch in den Bereichen Staatsführung und Verwaltung zu verstärken, echten Multilateralismus zu praktizieren und gemeinsam gegen Hegemonie und Machtpolitik vorzugehen“, heißt es bei einem Workshop der Einrichtung. Die Akademie, an der die Studenten ein einjähriges Ausbildungsprogramm durchlaufen, wirbt außerdem mit materiellen Anreizen: mit einer „luxuriösen Unterbringung“ und Mahlzeiten vor Ort.

Chinesische Nachhilfe für Afrikas Führungskader

Die Einrichtung in Tansania ist die erste und bisher auch die bedeutendste ihrer Art, aber nicht die einzige: Auch die „Herbert Chitepo School of Ideology“ in Simbabwe, die während der Unabhängigkeitsbewegung gegründet und später eingestellt wurde, renovierte China, und 2023 wurde der Campus wieder eröffnet. Auch diese Akademie dient als Kaderschmiede der regierenden „Zimbabwe African National

Union-Patriotic Front“. Auch hier werden die Kurse von chinesischen Dozenten gehalten und es finden Austauschprogramme mit der „Mwalimu Julius Nyerere Leadership School“ statt. Laut dem „Australian Strategic Policy Institute“ hätten auch schon andere Länder Interesse an politischen Führungsakademien der Kommunistischen Partei angemeldet, darunter Burundi, die Republik Kongo, Äquatorialguinea, Uganda und Kenia.

Gegen sein Prinzip der „Nicht-Einmischung“ in die Politik anderer Länder ist der Export seines politischen Modells offenbar inzwischen ein vorrangiges Ziel Chinas: Beim alle drei Jahre stattfindenden „Forum on China-Africa Cooperation“ 2024 wurde der „Austausch von Regierungserfahrung“ als oberste Priorität der Partnerschaftsaktionen angegeben. Doch warum holen sich afrikanische Länder, die zunehmend von Selbstständigkeit und „afrikanischen Lösungen für afrikanische Probleme“ reden, chinesische Nachhilfe für die Regierungsführung ins Haus? Die Hoffnung der lokalen Eliten sei, mit der Unterstützung Chinas langfristig an der Macht zu bleiben, erklärt das amerikanische „Africa Center for Strategic Studies“.

Mit dem zunehmend diktatorischen Verhalten vieler Länder klaffen die Ansprüche der Bürger an ihre Regierungen und die tatsächliche politische Realität immer weiter auseinander. Eine Umfrage des renommierten Instituts „Afrobarometer“ in 39 Ländern ergab, dass 66 Prozent der Befragten Demokratie jedem anderen System vorziehen und 78 Prozent eine Einpartei- enregierung ablehnen. Doch auch wenn ihre Rechte immer mehr beschnitten werden: Viele Afrikaner kämpfen unerbittlich dafür – und bieten dafür sogar ihren Regierungen die Stirn.

Die Autorin ist Journalistin, Politikwissenschaftlerin und Afrika-Expertin.

Schleichender Genozid

Angriffe auf Zivilisten, willkürliche Hinrichtungen, massenhafte Folter und Vergewaltigung, Entführung ukrainischer Kinder: die Liste der russischen Kriegsverbrechen in der Ukraine ist lang **VON MARC STEGHERR**

Auch mehr als drei Jahre nach dem Überfall Russlands auf die Ukraine gibt es noch Zeitgenossen, die die Schuld Moskaus negieren oder relativieren. Dabei geben russische Stimmen, Wladimir Putin und seine Kreise, selbst offen zu, dass sie die Ukraine als Staat sowie die Ukrainer als Volk negieren und zielstrebig den ukrainischen Staat und das Volk aus der Geschichte wie aus der Gegenwart ausradieren wollen. Putin sagte offen auf dem Valdai-Forum, das vor Kurzem stattfand, wohin ein russischer Soldat trete, dort sei Russland. So brutal imperialistisch das klang, war es doch jedem Informierten längst klar, dass die Ukraine für Putin und dessen Vor- und Nachdenker russisches Land war und ist.

Der Vorwurf Moskaus an die Adresse der Ukraine, deren „ukro-faschistisches Regime“ unterdrücke die russische Sprache, ist nichts als plumpe Propaganda. Die militärische Aggression gegen die Ukraine wurde und wird in russischen Internet-Foren von der offiziellen russischen Politik begleitet von einer wüsten, offen rassistischen anti-ukrainischen Demagogie, weshalb auch der Vorwurf der Russophobie, den Moskau gebetsmühlenartig erhebt, dem Urheber im Hals stecken bleiben müsste. Der anti-ukrainische Rassismus, der bewusst gezüchtete Hass und Neid auf die ukrainischen „Verräter“, auf die wohlhabenderen, vom dekadenten Westen gemästeten „Kleinrussen“, die mit der Brutalität und Repression in der russischen Armee eine diabolische Verbindung eingehen, entluden sich in Mordtaten, Vergewaltigungen und Misshandlungen, die die russische Armee der „Befreier“ in Butscha und Irpin und an vielen anderen Orten in der Ukraine beging. Taten, die sich gegen wehrlose Zivilisten, Alte, Kranke, Kinder und Frauen richteten, die wahllos erschossen und vergewaltigt wurden. Den Hass und die maßlose Verachtung der russischen Soldateska auf die ukrainische Bevölkerung, aber stellenweise auch deren Verzweiflung über den sinnlosen, brutalen Krieg hat der Dokumentarfilm „Abgehört“ offenbart, der Tausende vom ukrainischen Geheimdienst mitgeschnittene Telefongespräche russischer Soldaten mit ihren Familien wiedergibt.

Gefoltert, misshandelt, entmenslicht

Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) verurteilte Russland Anfang Juli wegen „beispielloser“ Menschenrechtsverstöße, wegen wahlloser militärischer Angriffe auf Zivilisten, der Hinrichtung von Zivilisten und kampfunfähigen Soldaten, wegen Folter, insbesondere der Vergewaltigung als Kriegswaffe, unmenschlicher Behandlung und der Entführung ukrainischer Kinder. Bereits seit Beginn des Kriegs der von Moskau unterstützten Separatisten in der Ostukraine und der Annexion der Krim 2014, besonders aber seit der Invasion im Februar 2022, hat Russland systematisch ukrainische Kinder deportiert, die es in Schulen und Internaten, die im Grunde militärisch organisierte Umerziehungslager und Orte ideologischer Gehirnwäsche sind, zu russifizieren versucht und dann in Russland zur Adoption freigibt. Über die Zahl der Deportationen, das Ausmaß des staatlich organisierten Kidnappings, gibt es keine offiziellen Angaben, doch sind es wohl Zehntausende, wenn nicht Hunderttausende Fälle. Der Raub der ukrainischen Kinder ist kein derart sichtbares Verbrechen wie der tägliche russische Bombenterror gegen die ukrainische Bevölkerung. Er ist gleichwohl ein weiteres schweres Verbrechen gegen die Identität und Zukunft der Ukraine, weil die Deportation die Ukraine des Wertvollsten beraubt, das sie hat, ihrer Kinder und damit ihrer



Putins Russland zerstört in der Ukraine humanitäre Ziele, wie dieses Kinderkrankenhaus in Kiew, bombardiert Kulturgüter und Kirchen aller Konfessionen, entführt Kinder und foltert Kriegsgefangene.

Foto: Imago/Maxym Marusenko

Zukunft. Ukrainische Menschenrechtsaktivisten sprechen daher von Völkermord. Die Historikerin Olha Skrypnik von der Menschenrechtsorganisation „Crimean Human Rights Group“ erklärt, bei älteren Kindern, die den Psychoterror bewusst erleben und sich ihm auch widersetzen, gebe es noch eine Chance, sie zurückzugewinnen. Aber kleinere Kinder seien für die Ukraine praktisch verloren, weil sie stark indoktriniert sind oder sich nicht mehr erinnern. Das sei letztlich eine Politik des schleichenden Genozids, was Putins Präsidialkommissarin für Kinderrechte, Maria Lvova-Belova, bestritt, ja lächerlich fand. Sie sprach im Sommer 2023 ganz offen von 700 000 Kindern, die aus der Ukraine nach Russland gebracht worden seien – zu deren eigener Sicherheit. Die gewaltsame Deportation von Kindern aus der Ukraine stellte Lvova-Belova, die selbst einen aus dem von Russland eroberten und zerstörten Mariupol entführten Jungen adoptiert hat, der Russland „inzwischen lieben“ würde, als Evakuierung aus bombardierten Gebieten gemäß der Genfer Konvention dar. Dabei sieht die Konvention eindeutig vor, dass solche Evakuierungen in einen Drittstaat erfolgen müssen und nicht in das Land der kriegführenden Partei, also nach Russland. Der Internationale Strafgerichtshof erließ gegen Lvova-Belova, die in der Schweizer „Weltwoche“ von Putin als väterlichem, empathischem Menschen schwärmen durfte, einen internationalen Haftbefehl. Dass Russland Namen, Herkunft und Identität auslöscht, betrifft nicht nur ukrainische Kinder und Jugendliche, sondern auch Tausende ukrainischer Soldaten und Zivilisten, die in russischer Gefangenschaft festgehalten werden, oftmals ohne jeden Kontakt zur Außenwelt. Sie werden systematisch gefoltert, misshandelt und ihre Identitäten ausradiert, um die Betroffenen zu entmenslichen, zum Schweigen zu bringen, und die Familien einzuschüchtern,

die oft über Monate nichts vom Verbleib ihrer Angehörigen erfahren. Im August 2023 verschwand die junge ukrainische Journalistin Viktorija Roschchyna im russisch besetzten Teil der ukrainischen Region Saporischschja. Ein Jahr später, im August 2024, rief sie ihre Eltern das erste und einzige Mal aus russischem Gewahrsam an. Im Oktober 2024 erhielten ihre Eltern eine dreizeilige Mitteilung der russischen Behörden, ihre Tochter sei einen Monat zuvor gestorben. Die grauenvollen Umstände ihres gewaltsamen Todes brachte die ukrainische Generalstaatsanwaltschaft ans Licht, nachdem Roschchynas stark abgemagerte Leiche unter den Leichen ukrainischer Soldaten identifiziert worden war. Eine Untersuchung ukrainischer und internationaler Medien ergab, dass die Journalistin vier Monate lang in der von Russland besetzten ukrainischen Stadt Melitopol in Isolationshaft gehalten und mit Elektroschocks gefoltert worden war. Sie wurde schließlich in eine Haftanstalt im rus-



Putins „Kinderrechtsbeauftragte“ Maria Lvova-Belova gilt als Hauptverantwortliche für die Entführungen ukrainischer Kinder nach Russland. Der Internationale Strafgerichtshof sieht darin ein Kriegsverbrechen und erließ einen Haftbefehl gegen Lvova-Belova.

Foto: Imago/Yevgeny Messman

sischen Taganrog überführt, die als „Hölle auf Erden“ gilt, wo sowohl ukrainische Kriegsgefangene als auch zivile Gefangene gefoltert und umgebracht werden.

Zeugnisse einer Kultur, die es nicht geben darf

Ehemalige ukrainische Kriegsgefangene, die die Qualen überlebt haben, berichten von regelmäßigen Schlägen, auch mit Elektroschockern, auf den gesamten Körper, besonders auf die Genitalien, oft bis zum Tode, von Hungerfolter, die sie zwang, Würmer, Seife, Papier und Hundefutter zu essen. Ukrainische Zivilisten, die russische Soldaten verdächtigten, homosexuell zu sein und Verbindungen zum ukrainischen Militär zu haben, wurden gewaltsam entkleidet und mit Sturmgewehrläufen in verschiedene Körperöffnungen penetriert, um sie „umzuerschicken“. Einem Ukrainer wurden in Gefangenschaft Steißbein, Schlüsselbein und Zähne gebrochen. Man quälte ihn derart brutal, dass er die russischen Soldaten anflehte, ihn zu töten. Seit seiner Entlassung musste der Mann 36-mal operiert werden. Da diese Untaten gegen humanitäres Völkerrecht und die dritte Genfer Konvention verstoßen, die den Schutz von Kriegsgefangenen vorsieht, fordern Menschenrechtsorganisationen, keinerlei Zugeständnisse zu machen. Die Täter müssten vor Gericht kommen. Nicht nur Wohnblöcke, Krankenhäuser, Kindergärten, Schulen und Bushaltestellen stehen in der Ukraine unter massivem russischem Beschuss, auch Bibliotheken, Kirchen, Theater und Kulturdenkmäler, denn sie legen Zeugnis ab von der reichen Kultur und Geschichte der Ukraine, die es nach Moskauer Ideologie nicht gibt und nicht mehr geben darf.

Dass Moskau Achtung vor der christlichen Tradition hätte, wird brutalstmöglich Lügen gestraft, wenn man bedenkt, dass die

russische Armee unzählige Kirchen zerstört und selbst jahrhundertealte Holzkirchen in der Ukraine gezielt beschossen und in Brand gesteckt hat. Seit der Invasion hat Russland in der Ukraine fast tausend Bibliotheken und mit ihnen mehr als 200 Millionen ukrainische Bücher beschädigt oder zerstört. Das Haus nahe Charkiw, in dem der ukrainische Philosoph und Universalgelehrte Hrihorij Skovoroda (1722 bis 1794) zuletzt gelebt hatte, wurde ein Literatur- und Gedenkmuseum. Am 6. Mai 2022 wurde es durch gezielten russischen Raketenbeschuss schwer beschädigt, wobei die meisten Ausstellungstücke zum Glück vorher in Sicherheit gebracht worden waren. Das ist so ähnlich, als hätte man das Goethehaus in Weimar zerstört. Um das kulturelle Gedächtnis der Ukraine vor der Auslöschung zu bewahren, hat die Ukraine seit Februar 2022 mit internationaler Unterstützung sehr viel getan, um unersetzbare historische Dokumente, Literatur und Sammlungen zu digitalisieren und, soweit möglich, außer Landes zu bringen. Im bereits zitierten Urteil des EGMR gegen die russischen Kriegsverbrechen heißt es, „die Art und das Ausmaß der Gewalt sowie die bedrohlichen Äußerungen der Führung des beklagten Staates zur Staatlichkeit der Ukraine, ihrer Unabhängigkeit und ihrem Existenzrecht stellen eine Bedrohung für das friedliche Zusammenleben in Europa dar“. Die Verbrechen, die im russischen Namen in der Ukraine begangen wurden und werden, stellen auch eine moralische und zivilisatorische Kapitulation Russlands dar. Es wird Jahre, wenn nicht Jahrzehnte des Neuanfangs, der Wiedergutmachung und Aufarbeitung der eigenen Gewaltgeschichte brauchen, damit Russland wieder im Kreis der zivilisierten Nationen akzeptiert werden kann.

Der Autor ist Slawist, Publizist und katholischer Diakon.

LEITARTIKEL

Die Meinungsfreiheit wird bekämpft



Das Recht, sich frei zu äußern, kann nicht absolut sein. Derzeit ziehen aber auch Gerichte die Grenzen des Sagbaren immer enger. Das ist gefährlich.

VON SEBASTIAN OSTRITSCH

Wer gründlich über das Thema Freiheit nachdenkt, der wird zu der Einsicht gelangen, dass Freiheit mehr ist als Unabhängigkeit, *Laissez-faire* oder Schrankenlosigkeit. Vielmehr ist eine inhaltlich gesättigte Freiheit, die für den Einzelnen sinnstiftend und erfüllend ist, immer an die Wahrheit und das Gute gebunden. Von Lord Acton stammt der Ausspruch, Freiheit sei „nicht die Macht, zu tun, was wir wollen, sondern das Recht, tun zu können, was wir sollen“. Damit ist nicht nur die Traditionslinie der von Immanuel Kant geprägten Aufklärung, sondern auch die Lehre der katholischen Kirche treffend zusammengefasst.

Das Recht auf Meinungsfreiheit – oder genauer: das Recht auf freie Meinungsäußerung oder freie Rede – sollte man allerdings nicht mit diesem anspruchsvollen Begriff gleichsetzen. Denn beim Recht auf Meinungsfreiheit handelt es sich um ein Abwehrrecht des Bürgers gegen den Staat, der gar nicht die volle, sinnstiftende Freiheit verbürgen, sondern nur verhindern soll, dass der Einzelne von der Obrigkeit daran gehindert wird, sie zu erlangen. Der Staatsapparat und seine Vertreter dürfen sich nicht zu Schiedsrichtern des freien Diskurses aufschwingen und über sagbare Wahrheit und unsagbaren

Irrtum entscheiden, weil sie im Gegensatz zur Kirche als mystischem Leib Christi keine unfehlbaren Lehren zu verkünden haben. Nicht nur der Einzelne, sondern auch der Staat ist höchst anfällig für den Irrtum, ja sogar die Lüge.

Auch wenn prinzipielle Gründe (siehe S. 2) dafür sprechen, dass das Recht auf freie Rede niemals im strengen Sinne absolut sein kann, ist es doch klug, die Grenzen der freien Rede möglichst weit zu spannen. Schließlich ist es gerade der freie Wettstreit der Argumente und Ideen, der dafür sorgt, dass die Wahrheit zumindest ausgesprochen werden kann. Die Freiheit hat auch einen Preis. Zu ertragen ist nämlich die Existenz von Propaganda, Falschnachrichten, Provokationen, ja sogar gewisser Beleidigungen. Nur zeigt die Erfahrung: Greift der Staat ein, können leicht Unwahrheiten, ja Verrücktheiten zur Norm erhoben werden (wie im sogenannten Selbstbestimmungsgesetz) oder aber auch religiöse Überzeugungen zu „Hass und Hetze“ umdeklariert und Kritik als „Delegitimierung des Staates“ abgeräumt werden.

Neben Medien und Politik spielt in Deutschland auch zunehmend die Justiz eine unrühmliche Rolle bei der Einschränkung der Meinungsfreiheit. Dafür stehen exem-

plarisch die Fälle des Rentners Stefan Niehoff, des Journalisten David Bendels, des Autors John Hoewer sowie des evangelischen Pastors Olaf Latzel (siehe S. 3). Sie alle wurden für Äußerungen verfolgt oder bestraft, die in einem freiheitlichen Gemeinwesen ihren Platz haben müssen.

In die Reihe der für ihre Meinungen Verfolgten gehört auf seine Weise auch Michael Ballweg. Der Stuttgarter IT-Unternehmer und „Querdenker“-Initiator saß neun Monate wegen des Vorwurfs des Betruges unschuldig in Untersuchungshaft; nun wurde er freigesprochen. Spätestens im Nachhinein ist klar: Die Beweislage war von vornherein eigentlich inexistent und der Prozess offensichtlich politisch motiviert. Letztlich ging es nicht um Betrug, sondern darum, einen für das Establishment unbequemen Bürger, der Millionen zum Protest für die Grundrechte während der Pandemie inspiriert hatte, zum Schweigen zu bringen. Der Freispruch ist nur bedingt Grund zur Freude. Denn von der Tortur, die Ballweg erleiden musste, dürfte ein deutlicher Abschreckungseffekt ausgehen. Wer traut sich zu sagen, was er für wahr hält, wenn die Mächtigen es nicht hören wollen und der Preis dafür so hoch sein kann?

„Das Recht auf Meinungsfreiheit ist ein Abwehrrecht des Bürgers gegen den Staat.“

KOMMENTAR

Theologie der Zerbrechlichkeit

Mit den Weltjugendtagen blüht die Kirche immer wieder auf

Das Jubiläum der Jugend in Rom war ein beeindruckendes Fest des Glaubens. Doch was bleibt? Eine Frage, die sich nach jedem Großereignis der Kirche stellt, bei dem Jugendliche ihren Glauben mit Schwung und Freude zeigen und leben. Wird es ein Strohfeuer bleiben? Papst Leo selber hat ein fast poetisches Gleichnis gewählt, um die Schönheit, aber auch die Anfälligkeit der jugendlichen Begeisterung zu verdeutlichen. Zu Beginn seiner Predigt bei der Abschlussmesse verwandte er vor über einer Million junger Leute das Bild vom Gras aus den Psalmen: „Am Morgen blüht es auf und wächst empor, am Abend wird es welk und verdorrt.“ Manche sprechen schon von einer „Theologie der Zerbrechlichkeit“, die der Papst da in wenigen Sätzen entwickelt habe: Die Heilige Schrift, so Leo, kenne „die Erfahrung unserer Begrenztheit, der Endlichkeit der vergänglichen Dinge“, aber das dürfe kein „Tabuthema“ sein. Die Zerbrechlichkeit, von der die Schrift spreche, „ist nämlich Teil des Wunders, das wir sind“, sagte der Papst und fuhr fast dichte-

risch fort: „Ist eine blühende Wiese nicht wunderschön? Sicher, sie ist empfindlich, besteht aus dünnen, verletzlichen Halmen, die austrocknen, gebogen und gebrochen werden können, aber sogleich durch andere ersetzt werden, die nach ihnen sprießen und für die die ersten großzügig zur Nahrung und zum Dünger werden, indem sie sich am Boden zersetzen. Auf diese Weise lebt das Feld, indem es sich beständig erneuert, und selbst in den eisigen Wintermonaten, wenn alles still zu stehen scheint, pulsiert seine Energie unter der Erde und bereitet sich darauf vor, im Frühling in tausend Farben auszubrechen.“

Genau das sind die Weltjugendtage, in deren Reihe jetzt auch das Jubiläum der Jugend stand. Wie eine Wiese, die sich beständig erneuert und der Kirche immer wieder reife Berufungen schenkt. Es ist ein geistliches Abenteuer, das immer wieder aufs Neue beginnt und zur Quelle der Gnaden wird. Das wiederholt sich nun schon seit über 40 Jahren.

GUIDO HORST

GASTKOMMENTAR

Ein Minus für alle

Die Folgen der Zolleinigung zwischen der EU und den USA

Die europäisch-amerikanische Einigung im Zollstreit lässt folgende Entwicklungen erwarten: Das immense Handelsbilanzdefizit der USA (ca. 1 200 Milliarden Dollar pro Jahr) wird ebenso ein bisschen schrumpfen wie das jährliche Haushaltsdefizit der USA (ebenfalls ca. 1 200 Milliarden Dollar). Bezahlte wird diese relativ kleine „Verbesserung“ primär von den amerikanischen Verbrauchern (durch höhere Preise) und mittelbar durch die europäischen Zulieferer, die aufgrund der neuen Zölle (15 Prozent Zoll auf die meisten Produkte) weniger Waren in die USA liefern werden. Praktisch bedeutet dieser Deal ein Minus für alle. Die europäische Zusage, in den USA Energieprodukte im Wert von 750 Mrd. Dollar zu kaufen, ist eine reine Absichtserklärung, die nirgends eingeklagt werden kann. Ähnliches gilt für die europäischen Zusagen, für 600 Mrd. Investitionen in den USA zu tätigen und im „beträchtlichen Maß“ Militärprodukte zu kaufen. Für Trump und seine Anhänger kann dieses Ergebnis sicher als großer Erfolg dargestellt werden. Aber unter dem Strich schaden diese neuen Zölle

allen Beteiligten. Außerdem betrachten viele die erzielten Vereinbarungen als sehr unpräzise und weithin interpretationsbedürftig. Maßgeblich scheint mir zu sein, dass damit wenigstens ein Handelskrieg zwischen Europa und den USA mit unakulierbaren Folgen vermieden werden konnte. Das bietet wenigstens eine gewisse Basis von Planungssicherheit für die vielen europäischen Exportfirmen, die durch die erratische Politik von Trump ohnehin „am Rande der Verzweiflung“ stehen. Außerdem wurde damit das amerikanische Wegdriften aus der NATO zumindest für absehbare Zeit vermieden. Für die Menschen in Europa und Amerika insgesamt wäre natürlich eine transatlantische Freihandelszone – also gar keine Zölle – der Idealfall. Eine solche zwischen USA und Europa würde für beide die Wettbewerbsfähigkeit fördern, für die Verbraucher die Preise senken und sie wäre wirtschaftlich unschlagbar die Nr. 1 in der Welt.

INGO FRIEDRICH

Der Autor ist Präsident des Europäischen Wirtschaftssenats und war Vizepräsident des Europäischen Parlamentes.

PRESSESTIMMEN

Trump bricht mit Geheimhaltung: Atom-U-Boote als Signal an Moskau
Den Schritt kommentiert David Alandete in der spanischen Zeitung „ABC“:
Donald Trump hat die Spannungen mit Russland unerwartet verschärft, als er öffentlich den Einsatz von Atom-U-Booten in der Nähe russischer Gewässer ankündigte. Seine Erklärung in sozialen Netzwerken enthält zwar keine operativen Details, hat jedoch erhebliche politische Tragweite – und bricht mit der traditionellen Geheimhaltung der USA. Selbst das Pentagon zeigte sich überrascht, denn das Verteidigungsministerium äußert sich aus Sicherheitsgründen nicht zu konkreten Einsätzen. Zwar ist die gesamte US-U-Boot-Flotte atomgetrieben, doch nur ein Teil davon trägt strategische Raketen. Während des Kalten Krieges waren Manöver geheim – nun ist diese Praxis beendet. Mit dieser Geste rückt Trump die militärische Abschreckung ins Zentrum seiner Außenpolitik. Die Ankündigung richtet sich sowohl an den Kreml als auch an

NATO-Verbündete, denen er Führungsstärke demonstrieren möchte. Der Schritt ist auch innenpolitisch motiviert: Trump hatte versprochen, den Ukrainekrieg in wenigen Tagen zu beenden. Angesichts fehlender diplomatischer Fortschritte und russischer Offensiven zeigt er Führungsstärke durch eine Mischung aus Sanktionen und militärischen Drohgebärden – ohne die Militärhilfe auszuweiten.

Amerikanischer Präsident setzt auf Konfrontation
Dazu äußert sich Jorge Herrero auf der spanischen Plattform „El Debate“:
Die Spannungen zwischen den USA und Russland haben nach der jüngsten verbalen und militärischen Eskalation einen neuen Höhepunkt erreicht. US-Präsident Donald Trump, deutlich verärgert über die letzten „Provokationen“ des ehemaligen russischen Präsidenten Dmitri Medwedew, der von einer möglichen nuklearen Konfrontation gesprochen hatte, ordnete am Freitag die sofortige Entsendung von zwei US-Atom-U-Booten „in strategische Gebiete“ an.

Im Weißen Haus werden außerdem weitere Maßnahmen gegen Moskau geprüft. Dazu zählen sekundäre Sanktionen gegen Länder, die weiterhin russisches Öl beziehen – mit dem Ziel, den Kreml finanziell auszutrocknen. Auch Einschränkungen im internationalen Bankensystem sowie die Sperrung russischer Vermögenswerte im Ausland werden laut Regierungsquellen erwogen.

Trumps neue Linie stellt eine klare Abkehr von seiner ursprünglichen Strategie dar. Nach seiner Rückkehr ins Amt im Januar 2025 setzte er zunächst auf persönliche Diplomatie mit dem Kreml – in der Überzeugung, seine guten Beziehungen zu Wladimir Putin könnten den Ukraine-Konflikt schnell beenden. .

„Richtige Botschaft für Putin“ – oder genau das Gegenteil?
Martin Ganslmeier schreibt für „ARD New York“:
Es ist sehr ungewöhnlich, dass US-Präsidenten öffentlich anordnen, amerikanische Atom-U-Boote in Gang zu setzen.

Normalerweise ist das „top secret“ – also streng geheim. Donald Trump brach bewusst mit dieser Tradition und kündigte in den sozialen Medien an, er werde zwei atomare U-Boote in „geeignete Regionen“ verlegen. Dies geschehe für den Fall, dass die „törichten und aufrührerischen Äußerungen“ des russischen Ex-Präsidenten Dmitri Medwedew mehr als nur das seien. Später, bevor sich Trump mit dem Hubschrauber ins Wochenende verabschiedete, begründete er seine Entscheidung: „Ein früherer Präsident Russlands hat uns gedroht. Wir werden unsere Bürger schützen.“ Wenn Medwedew über Atomwaffen rede, müsse Amerika vorbereitet sein. „Und wir sind total vorbereitet“, betonte Trump. Immerhin verriet Trump nicht, um welche zwei atomaren U-Boote es sich handelt und ob es nur um atomgetriebene U-Boote geht oder tatsächlich Atomwaffen an Bord sind. Das nukleare Säbelrasseln ist der vorläufige Höhepunkt eines verbalen Schlagabtauschs zwischen Trump und Medwedew über die sozialen Medien. Der frühere rus-

sische Präsident gilt in den USA als einst moderate Figur, die seit dem Ukraine-Krieg in den sozialen Medien zum Cheftroll von Russlands heutigem Präsidenten Wladimir Putin geworden ist. Nachdem Trump das Ultimatum an Putin auf zehn Tage verkürzt hatte, bevor heftige Sanktionen in Kraft treten, drohte Medwedew auf der Plattform X mit einer direkten militärischen Auseinandersetzung zwischen Russland und den USA. Trump beleidigte er als „Opa“. Trump wiederum bezeichnete Medwedew als „gescheiterten früheren Präsidenten Russlands“. Und von Putin sei er „sehr enttäuscht“. Heftige Kritik an Trumps Reaktion kam von John Bolton, Trumps ehemaligem Nationalen Sicherheitsberater, der heute einer seiner schärfsten Kritiker ist. Amerikas atomare U-Boote müssten gar nicht erst verlegt werden, sagte Bolton: „Eine ausreichende Anzahl von ihnen ist jetzt schon in der Lage zu einem Gegenschlag nach einem russischen Atomangriff.“ Sie müssten nicht erst rausgeschickt werden, so Bolton.

Mit Hoffnung im Gepäck



Von Modena bis
Tor Vergata: Die
Jugend 2000 und ihr
Weg zum Jubiläum der
Jugendlichen 2025. Eine
Reise voller Begegnungen,
Gebet und Gemeinschaft –
getragen von Liedern,
Fragen und stillem
Staunen

VON JAKOB NASER



Schließlich
wird das Allerhei-
ligste ausgesetzt. Hun-

Anima in ein leuchtendes Zentrum:
Nightfever. 2000 Besucher, 600 Kerzen,
Musik, Gebet mitten in Rom.

Am Samstag brechen die Jugendlichen
früh auf. Die Metro ist überfüllt, der Fuß-
marsch lang, das Gelände in Tor Vergata
staubig und heiß. Doch auf dem weiten
Feld formiert sich eine lebendige Gemein-
schaft. Jugendliche aus Mexiko, Korea,
Frankreich, Deutschland singen, tanzen,
tauschen Armabänder, Buttons und
Geschichten. Sirenen heulen, zwei Teil-
nehmerinnen der Gruppe müssen wegen
Kreislaufproblemen versorgt werden.

Dann endlich, am Abend:
Der Papst. Leo XIV.
fährt im Papamobil über
das Feld, auf einem brei-
ten, vorbereiteten Weg
zwischen den Pilger-
gruppen, die ihm rechts und links hinter
den Absperrungen jubeln, winken und
ihre Fahnen schwenken. Der Papst winkt
den Jugendlichen zu und trägt am Ziel
angekommen das Jubiläumskreuz auf die
Bühne. Die Vigil beginnt mit drei Fragen,
die Jugendliche dem Papst stellen. Leo
antwortet auf Spanisch, Englisch, Italie-
nisch – über wahre Freundschaft,
Berufung und die Bege-
gnung mit Christus.
„Keine Freund-
schaft ist echt,
wenn sie nicht
in Christus
gegründet
ist“, sagt er.

derttausende knien, Stille legt sich über das
Feld. Nur das Surren des Hubschraubers
und das Zirpen der Grillen bleibt.

Die Abschlussmesse am Sonntagmorgen
stellt den Höhepunkt der Reise dar. Leo
XIV. feiert mit ungefähr einer Million
Jugendlichen, 20 Kardinälen und 7000
Priestern die Eucharistie. In seiner Predigt
macht er Mut zu einem anspruchsvollen
geistlichen Leben: „Gebt euch nicht mit
weniger zufrieden. Strebt nach Heiligkeit.“
Dann kündigt er das Datum des nächsten
Weltjugendtags an: Er wird vom 3. bis 8.
August 2027 in Seoul stattfinden. Applaus
brandet auf. Nach der Messe bleiben viele
Gruppen noch eine Zeit lang auf dem
Gelände, bevor sie den Rückweg antreten.
Der Abend in Tivoli endet mit Pizza, Lob-
preis und Gesprächen. Die Koffer werden
gepackt, die Gitarren verstaut. Am nächsten
Morgen geht es nach Arenzano auf die
letzte Etappe dieser Reise. Mit Hoffnung
im Gepäck.

Der Autor ist Volontär der „Tagespost“ und
hat an der Rompilgerfahrt der Jugend 2000
teilgenommen.

Draußen prasselt der
Regen gegen die Schei-
ben, drinnen wird es
lebendig: Stimmenge-
wirr, Kennenlern-
Bingo, Gitarrenklänge.
Die Spannung ist greifbar, die Vorfreude
liegt in der Luft. Alte Bekannte sehen sich
wieder, Fremde werden zu Sitznachbarn,
Gespräche entstehen, Lobpreis-Lieder fül-
len den Raum. Drei Busse – benannt nach
Johannes Paul II., Carlo Acutis und Pier
Giorgio Frassati – bringen über 200
Jugendliche der Jugend 2000 über die
Alpen nach Italien. Ziel ist Modena, die
erste Station einer zweiwöchigen Fahrt
zum Jubiläum der Jugend 2025 in Rom.
Das gemeinsame Unterwegssein beginnt
mit Gebet, Gesang und Gespräch. Nach
langer Fahrt erreichen die Jugendlichen
die norditalienische Stadt. Die Unterkunft
liegt in der „Città dei Ragazzi“, einem
Berufszentrum für Jugendliche. Am Sams-
tagabend feiern die Pilger dort die erste
Messe in der Kirche San Giovanni Bosco.
Danach: Essen, Austausch, Gebet. Die
Gemeinschaft beginnt zu wachsen. Neue
Bekanntschaften entstehen, erste Grup-
penfotos werden geschossen, Stimmen
senken sich im Nachtgebet. Die Reise hat
begonnen, äußerlich und innerlich.

Der Sonntag startet mit einem einfachen
Frühstück und musikalischem Morgenlob.
Die Pilger singen „Jesus, dein Name ist
Hoffnung“ und tragen erstmals die dunkel-
grünen T-Shirts mit dem Leitwort des Hei-
ligen Jahres: „Pilger der Hoffnung“. In der
Kapelle der Anbetungsschwestern im Haus
der Familie hält Pfarrer und einer der geist-
lichen Begleiter der Jugend 2000, Martin
Seefried, einen Impuls: „Ihr seid das Licht
der Welt.“ Die Jugendlichen sitzen auf dem
Boden, dicht gedrängt. Es ist ein intensiver

Moment, in dem sich
Aufmerksamkeit,
Wachheit und Stille
mischen. In der Klein-
gruppenzeit geht es um die
Frage: Was macht einen Pil-
ger aus? Die Antworten entstehen
aus den Gesprächen, Erinnerungen, Gebe-
ten. Drei Dankes Anliegen, drei Hoffnungen
– schriftlich festgehalten. Nachmittags zie-
hen die Jugendlichen in die Altstadt, essen
im Selfservice Ghirlandina, besuchen Dom,
Cafés und Schwimmbad. Die Gemeinschaft
wächst weiter.

Am Abend feiern die Teilnehmer die hei-
lige Messe mit den italienischen Gastge-
bern. Ortspfarrer Don Stefano sagt:
„Unsere Tür ist offen, aber unser Herz ist
noch offener für euch.“ Danach präsentie-
ren die Deutschen Trachten aus ihrer Hei-
mat. Die Jugendlichen tanzen und lachen.
Lieder werden angestimmt, Sprachen ver-
mischen sich. Es wird ein Abend voller
Leichtigkeit und Begegnung, getragen von
Offenheit, Herzlichkeit und gemeinsamer
Vorfreude auf das bevorstehende Jubiläum
in Rom.

Am nächsten Morgen bläst die Trompete
zum Aufbruch. Ziel ist Assisi. Während die
Busse durch die Hügellandschaft Umbriens
rollen, richten sich die Gedanken auf Fran-
ziskus und Klara. In Assisi warten Pilger-
ströme, Regen, Menschenmengen. Doch
statt Schutz vor dem Regen zu suchen, ent-
scheidet sich die Gruppe, dem Wetter zu
trotzen. Jugendliche singen, Priester
lachen. In der Basilika San Francesco feiert
der Augsburger Weih-
bischof Florian
Wörner die
Messe. Seine
Predigt greift
ein Wort
von Carlo
Acutis
auf:

„Viele werden als Originale geboren, ster-
ben aber als Kopien.“ Der Bischof verkün-
det: Carlo wird zum Patron der Jugend
2000. Spontaner Applaus brandet auf. In
der Stadt besuchen viele die Gräber von
Klara, Franziskus und Carlo, schauen Fres-
ken an, ziehen durch die Gassen, lauschen
dem Regen. Am Abend liegt eine friedliche
Stille über der Gruppe.

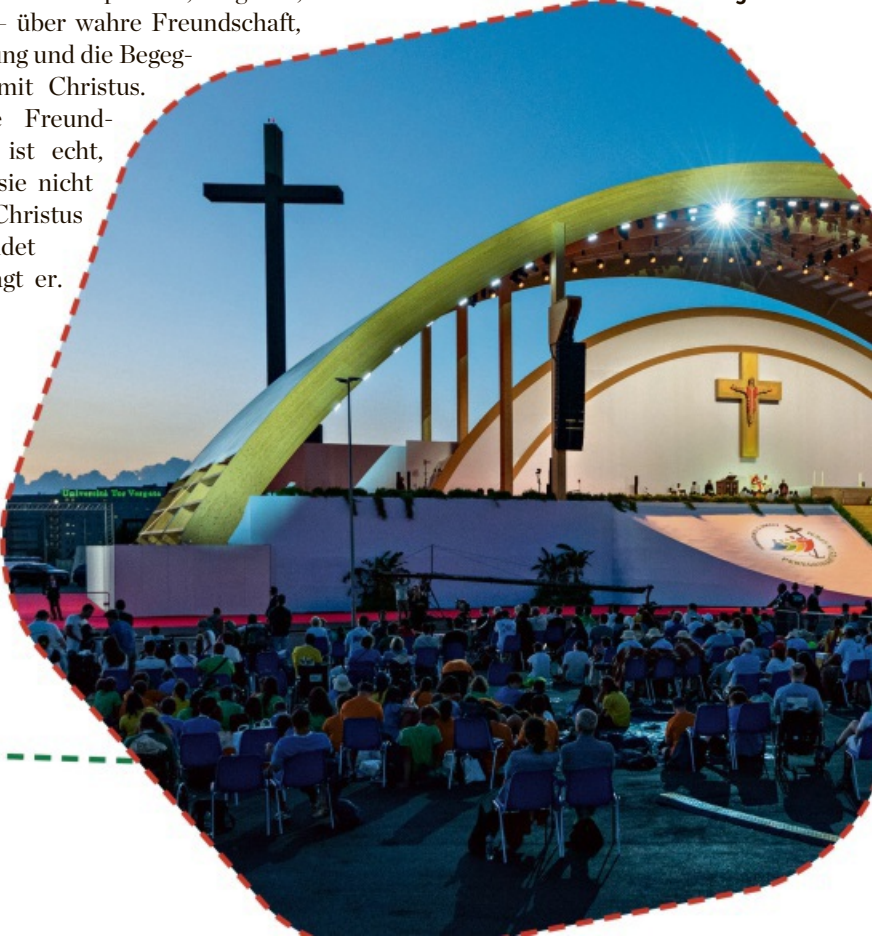
Ortswechsel: Die Pilger treffen in Rom
ein. Die Unterkunft liegt weit außerhalb, in
einer einfachen Sporthalle bei Tivoli.
Geduld ist gefragt, bis die Jugendlichen von
dort ins Zentrum der Ewigen Stadt gelan-
gen. Doch an der Metrostation Colosseo
kehrt die Begeisterung zurück: Die jungen
Pilger stimmen ein Lied an. In der Lateran-
basilika beten sie still die Eucharistie an,
feiern Eucharistie und erklimmen die Scala
Santa auf Knien. Danach zieht die Gruppe
weiter durch das Baptisterium, über den
Lateranplatz.

Ein Zwischenstopp bei dem seligen Pier
Giorgio Frassati führt in die Basilika Santa
Maria sopra Minerva. Sein unversehrter
Leichnam ist zur Verehrung ausgestellt.
„Der schönste Tag meines Lebens wird
mein Todestag sein“, heißt es auf einer In-
fo-tafel in der Kirche. Später drängen sich
über 400 Jugendliche in die Kirche Santa
Maria dell'Anima. Bischof Alain de Raemy
ruft ihnen zu: „Gott hat uns gewollt. Gratis!“
Und Bischof Josef Marketz erinnert an
Mutter Teresa: „Wenn ihr in den Ärmsten
der Armen nicht denselben Christus wie in
der Eucharistie seht, habt ihr das Geheimnis
nicht verstanden.“

Am Donnerstag emp-
fängt der Petersdom die
Pilger: Pietà, Petrus-
grab, Kuppellicht.
Wer durch das
Kirchenschiff
wandert, spürt
die Weite der
Weltkirche.
Am Abend
verwandelt
sich die



Fotos: KNA



Jesus Christus statt Algorithmen

Was in einer friedlosen Welt wirklich Hoffnung schenkt: Die Kernthemen von Papst Leo beim Jubiläum der Jugend in Rom **VON GUIDO HORST**

Wenn Papst Leo zitiert, dann stehen sein Ordensvorbild Augustinus von Hippo und die vergangenen drei Päpste ganz oben auf der Favoritenliste. Wobei in der vergangenen Woche, beim Jubiläum der Jugend im Rahmen der Heilig-Jahr-Feiern in Rom, Johannes Paul II. einen gewissen Vorzug genoss. War er doch Gastgeber des großen Weltjugendtags in Rom während des Heiligen Jahrs 2000, der mit einer Zwei-Millionen-Messe auf einem Freigelände in Tor Vergata bei Rom seinen Abschluss gefunden hatte. Genau dort, mit neuen Zufahrtsstraßen und einer Neugestaltung des gesamten Areals frisch herausgeputzt, fanden auch diesmal Vigilfeier und am Sonntag die Abschlussmesse der Jugend mit dem Papst statt. Aus zwei Millionen Teilnehmern war eine Million geworden – wobei man zugutehalten muss, dass viele Jugendliche in der Welt schon andere Rom-Termine gebucht hatten. Etwa um die 80 000 Teenager, die sich Ende April zur Heiligsprechung von Carlo Acutis eingefunden hatten. Letztere fiel aus, dafür gaben die Teenager dem Requiem für den verstorbenen Franziskus ein junges Gesicht. Andere sparen sich ihre Fahrt in die Ewige Stadt für den 7. September auf, wenn die Heiligsprechung von Carlo Acutis und Pier Giorgio Frassati nachgeholt wird.

Der andere Grund für die Halbierung der Teilnehmerzahl mag der sein, dass die Welt unruhiger geworden ist. Die gelöste Stimmung im Millenniums-Jahr, zehn Jahre nach dem Ende des Kalten Kriegs, ist verflogen, dafür haben „heiße Kriege“ den Globus unsicherer gemacht. Das Thema „Friede“ war deshalb jetzt ein Kernthema von Papst Leo. Als er nach der Abschlussmesse am Sonntag den nächsten Weltjugendtag für Anfang August 2027 in Seoul ankündigte und dessen Motto „Habt Mut – Ich habe die Welt besiegt“ nannte, fügte er an: „In Gemeinschaft mit Christus sind wir den jungen Menschen, die unter den schlimmsten Übeln leiden, die andere Menschen ihnen zufügen, näher denn je. Wir sind mit den jungen Menschen in Gaza, wir sind mit den jungen Menschen in der Ukraine, mit denen in allen vom Krieg verwüsteten Ländern.“ Den Jugendlichen machte Leo Mut: „Ihr seid das Zeichen dafür, dass eine



Bei der Vigilfeier auf dem Gelände von Tor Vergata zitierte Papst Leo XIV. den heiligen Papst Johannes Paul II., der vor 25 Jahren in Rom Jungendlichen aus aller Welt Jesus als wahres Ziel vor Augen gestellt hatte.

Foto: Vatican Media/ KNA

andere Welt möglich ist, eine Welt der Brüderlichkeit und Freundschaft, in der Konflikte nicht mit Waffen, sondern mit dem Dialog gelöst werden. Ja, mit Christus ist das möglich. Mit seiner Liebe, mit seiner Vergebung, mit der Kraft seines Geistes.“

Der Welt Jesus Christus bringen – der „cantus firmus“ von Papst Leo in diesen Tagen. Oft ging er dabei vom Alltag der Jugendlichen aus, vom Leben in den sozialen Medien mit ihren Algorithmen und „kommerziellen Logiken und Interessen“, „die unsere Beziehungen in tausend Einzelteile zerreißen“. „Wenn das Instrument den Menschen beherrscht“, sagte er bei seiner Ansprache während der Vigilfeier, „dann wird der Mensch zum Instrument: ja, zu einem Instrument des Marktes und damit selbst zu einer Ware. Nur aufrichtige

Beziehungen und stabile Bindungen lassen gute Lebensgeschichten gedeihen.“ Auch der heilige Augustinus habe eine stürmische Jugend durchlebt, aber sich nicht damit begnügt. Augustinus „erstickte den Schrei seines Herzens nicht. Er suchte die Wahrheit, die nicht enttäuscht, die Schönheit, die nicht vergeht. Wie hat er sie gefunden? Wie hat er eine aufrichtige Freundschaft gefunden, eine Liebe, die in der Lage ist, Hoffnung zu schenken? Indem er denjenigen fand, der ihn bereits suchte: Jesus Christus.“

Ebenfalls bei der Vigilfeier gab Papst Leo die Worte von Johannes Paul II. wieder, die dieser an derselben Stelle vor 25 Jahren den Jugendlichen zugerufen hatte: „Es ist Jesus, den ihr sucht, wenn ihr vom Glück träumt. Er ist es, der auf euch wartet, wenn euch nichts von dem zufrieden-

stellt, was ihr vorfindet. Er ist die Schönheit, die euch so anzieht. Er ist es, der euch provoziert mit jenem Durst nach Radikalität, der euch keine Anpassung an den Kompromiss erlaubt.“ Und immer wieder Augustinus: Der heilige Kirchenvater, so Papst Leo bei der Messe am Sonntag, habe sich gefragt, als er über seine intensive Suche nach Gott sprach: Was ist also der Inhalt unserer Hoffnung? Ist es die Erde? Nein. Ist es etwas, das von der Erde stammt, wie Gold, Silber, Bäume, Getreide, Wasser? Diese Dinge gefallen, diese Dinge sind schön, diese Dinge sind gut.“ Aber daraus habe Augustinus den Schluss gezogen: „Suche denjenigen, der sie erschaffen hat, er ist deine Hoffnung.“

Das war die zentrale Botschaft, die Papst Leo den Jugendlichen am letzten Tag ihrer Feier im Heiligen Jahr mitgeben

wollte: „Liebe junge Menschen, unsere Hoffnung ist Jesus. Er ist es, wie der heilige Johannes Paul II. sagte, der in euch etwas entfacht: die Sehnsucht, aus eurem Leben etwas Großes zu machen, euch selbst und die Gesellschaft besser zu machen, damit sie menschlicher und geschwisterlicher werde. Bleiben wir mit ihm vereint, bleiben wir immer in seiner Freundschaft, indem wir sie durch Gebet, eucharistische Anbetung, Kommunion, häufige Beichte und großherzige Nächstenliebe pflegen, wie es uns die seligen Piergiorgio Frassati und Carlo Acutis gelehrt haben, die bald heiliggesprochen werden. Strebt nach Großem, nach Heiligkeit, wo immer ihr auch seid. Gebt euch nicht mit weniger zufrieden. Dann werdet ihr jeden Tag in euch und um euch herum das Licht des Evangeliums wachsen sehen.“

Die nötige Wegbegleitung, die jeder braucht, um mit Jesus Christus vereint zu bleiben, ist die Kirche. Das hatte Leo XIV. den Jugendlichen schon am Samstag bei der Vigilfeier ans Herz gelegt: „Papst Benedikt XVI. sagte gern, dass diejenigen, die glauben, niemals allein sind. Mit anderen Worten: Wir begegnen Christus in der Kirche, das heißt in der Gemeinschaft derer, die ihn aufrichtig suchen. Der Herr selbst führt uns zusammen, um eine Gemeinschaft von Gläubigen zu bilden, die sich gegenseitig unterstützen. Wie sehr braucht die Welt Missionare des Evangeliums, die Zeugen der Gerechtigkeit und des Friedens sind! Wie sehr braucht die Zukunft Männer und Frauen, die Zeugen der Hoffnung sind! Liebe Jugendliche, dies ist die Aufgabe, die der auferstandene Herr einem jeden von uns anvertraut!“

Das Jubiläum der Jugend in Rom war immer dann besonders dicht und aussagekräftig, wenn es seine geistlichen Höhepunkte erreichte. Das galt für die beiden Begegnungen mit Papst Leo, das galt aber auch am Freitag beim Tag der Buße und Vergebung, als die Zeltstadt im Circo Massimo mit ihren etwa tausend Priestern die Masse der Jugendlichen gar nicht verkraften konnte. 28 000 Beichten sollen es gewesen sein, wie die Veranstalter am Ende sagten. An diesem Tag war das alte Stadion der Römer wirklich zum größten Beichtstuhl der Welt geworden.

IM BLICKPUNKT

Vom Außenseiter zum Kirchenlehrer



Kardinal John Henry Newman verkörpert Weisheit und stärkt christliche Bildungsideale

VON REGINA EINIG

Die Erhebung des heiligen John Henry Newman (1801–90) zum Kirchenlehrer folgt der Linie der Pontifikate von Papst Franziskus und Papst Benedikt. Beide schätzten die Kirchenväter und Kardinal Newman: Papst Benedikt, der den englischen Konvertiten 2010 persönlich seligsprach – eine Ausnahme in seinem Pontifikat – schöpfte wie Newman theologisch aus den Schriften der Kirchenväter. Papst Franziskus, der Newman 2019 heiligsprach, erhob 2022 mit Irenäus von Lyon (130–200) einen der bekanntesten Kirchenväter des Westens zum Kirchenlehrer.

Mit Kardinal Newman rückt ein traditioneller Gelehrtentypus in den Fokus, der im 20. Jahrhundert allmählich vom Radar der Päpste zu verschwinden schien. Mit Ausnahme des Universalgelehrten Albertus Magnus (1200–80), der 1931 zum Kirchenlehrer erhoben wurde, wurde diese Ehre in den vergangenen hundert Jahren eher den Praktikern des geistlichen Lebens als den umfassend Gebildeten zuteil: Volksmissionaren und Predigern wie Johannes von Ávila (1499–1569), aber auch

Mystikerinnen ohne besondere Bildungsbiografie. An diesen Trend hätte der erste Augustiner auf dem Stuhl Petri mit der Erhebung seines als „Vater der Armen“ populär gewordenen Ordensbruders Tomás de Villanueva OSA (1486–1555), anknüpfen können – der Augustinerorden hat diesen Ehrentitel für den einstigen Erzbischof von Valencia seit Langem beantragt. Doch die Erhebung Kardinal Newmans zum Kirchenlehrer ist eine gute Entscheidung, denn die Kirche ist vielfältig, und Konversionen zum Katholizismus sind auch heute ein Zeichen der Hoffnung. Während der Übertritt getaufter Christen in linksliberalen Kreisen als „Rückkehrökumene“ beargwöhnt wird, verkörpert Newman den Typ des unbirraren Gottsuchers, der sich von falschen ökumenischen Rücksichten nicht beirren lässt. Newman hätte sich im 19. Jahrhundert auch Reformbewegungen innerhalb der englischen Anglikaner verschreiben können, die auf eine Entweltlichung ihrer Glaubensgemeinschaft durch die Trennung der Church of England vom britischen Staat hofften. Mit seiner Konversion

bewies er nicht nur Treue zum Willen Gottes, sondern auch Mut: Im England des 19. Jahrhunderts waren Katholiken gesellschaftliche Außenseiter. Newman ist ein Lehrer für alle ausgegrenzten Christen heute, die in Kirche und Welt Rückgrat brauchen, um nicht in einer Ökumene der Beliebigkeiten und in gesellschaftlicher Dekadenz unterzugehen. Weite und Vielfalt bringt der neue Kirchenlehrer auch in Überlegungen zur Evangelisierung mit. Newmans Texte muss man gründlich lesen, um sich gegen Fehldeutungen seiner Aussagen über die Gewissensfreiheit zu wappnen. Seine Schriften sind kein Freibrief für Los-von-Rom-Theologen, sondern eine Aufforderung zur Gewissensschulung. Zudem gibt Newman einen Denkanstoß für den zur Emotionalisierung der Mission neigenden Katholizismus. Die Kirche schaut sich derzeit viel Gutes bei Charismatikern und Freikirchen ab, um ihre Botschaft unter die Leute zu bringen. Das zieht eine bestimmte Zielgruppe an, aber die Bandbreite des Katholischen ist größer: Sie umfasst auch akademische Talente, die mit der Betriebs-

temperatur von Lobpreisgruppen und den großen Gemeinschaftserlebnissen unter freiem Himmel fremdeln. Newmans intellektueller Zugang zum katholischen Glauben, der ihn über die Kirchenväterlektüre zur Konversion führte, ist zeitlos aktuell, denn er steht für das eigentliche Bildungsziel des Christen: Weisheit. Einer säkularen Gesellschaft, in der Universitätsabschlüsse an Wert verloren haben, Hochschulabsolventen desillusioniert ins Berufsleben starten und Akademiker sich oft auf Faktenwissen beschränken, hat er viel über das Wesen authentischer Bildung zu sagen. Wer könnte Jugendlichen heute besser den Sinn des Lebens erklären als Newman? „Ich habe meine Sendung“, schrieb er, „ich bin ein Glied in einer Kette, ein verbindendes Element zwischen Personen. Gott hat mich nicht umsonst erschaffen. Ich soll Gutes tun und sein Werk vollbringen. Ich soll auf meinem Posten ein Engel des Friedens, ein Prediger der Wahrheit sein ... wenn ich nur seine Gebote halte und ihm in meiner Berufung diene“.



Die Kölner Hochschule für Katholische Theologie steht in der missionarischen Tradition der Ordenshochschule der Steyler Missionare in St. Augustin. Das spiegelt sich auch im Studienangebot. Foto: KNA

„Katechese und Diakonie gehören zusammen“

Die Kölner Hochschule für Katholische Theologie bietet zum Herbstsemester erstmals den Bachelorstudiengang „Theologische Diakonie und Missionarische Katechese“ sowie die Zertifikatskurse „Missionarische Katechese“ und „Theologische Diakonie“ an. Kanzlerin Nina Jungblut hebt die Praxisnähe hervor **VON REGINA EINIG**

Frau Jungblut, was gab den Anstoß für den neuen Studiengang?

Der neue Bachelor-Studiengang ist aus der Idee heraus entstanden, dem gegenwärtigen kirchlichen und gesellschaftlichen Wandel mit einem zeitgemäßen, aber zugleich tief fundierten theologischen Bildungsangebot zu begegnen. Neben dem klassischen *Magister theologiae* wollten wir ein Format schaffen, das interdisziplinär ansetzt, theologisch reflektiert und zugleich pastoral wirksam ist. Der Bachelor gibt uns aufgrund der Konzentration auf die beiden thematischen Schwerpunkte von Diakonie und Katechese die Möglichkeit, in reflektierter Form auf aktuelle Fragen von Kirche, Gesellschaft und Menschen von heute einzugehen.

Warum die Kombination Katechese und Diakonie? Wäre Katechese nicht an sich ein volles Programm für ein Vollstudium?

Das ist ein berechtigter Gedanke. Aber unser Anliegen geht über eine rein systematische Ausbildung in Katechese hinaus. Es geht vielmehr um ein tieferes Verstehen: Wie kann die Kirche heute in der Verkündigung des Glaubens, aber auch im diakonischen Dienst glaubwürdig und theologisch verantwortlich handeln? Welche geistlichen, psychologischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen müssen dabei beachtet werden? Katechese und Diakonie sind zwei zentrale Ausdrucksformen gelebten Glaubens – sie gehören zusammen, weil sie sich demselben Menschen in seiner Ganzheit zuwenden. Diese Verbindung im Studium zu vertiefen, ist nicht nur fachlich sinnvoll, sondern auch pastoral notwendig.

Welche theologischen Schwerpunkte werden gesetzt?

Unsere Studierenden erhalten eine solide Einführung in die klassischen Disziplinen der Theologie – etwa Dogmatik, Exegese und Philosophie – um sprach- und urteilsfähig zu werden. Eine kompetente katechetische oder diakonische Praxis braucht ein gutes theologisches Fundament. Zu den Handlungsfeldern Katechese und Diakonie werden dann spezielle Themen vertieft, gerade auch mit Blick auf Spezialbereiche der Theologie wie etwa Neu-evangelisierung oder Caritaswissenschaften. Diese theologischen Inhalte werden ergänzt durch Perspektiven aus angrenzenden Disziplinen wie Psychologie, Soziologie oder Rhetorik. Der Mensch soll als Geschöpf Gottes in seiner existenziellen Tiefe verstanden und angesprochen werden – in seiner Bedürftigkeit ebenso wie in seiner Sehnsucht nach Wahrheit und Heil.



Nina Jungblut. Foto: Ralf Vedder

Inwiefern füllt die KHKt mit dem Bachelor eine Marktlücke?

Unser Eindruck ist, dass es gegenwärtig im Wesentlichen zwei Richtungen gibt, in die Bachelorstudiengänge der Theologie entwickelt werden: Entweder sind sie stärker (religions-)pädagogisch ausgerichtet – als Bachelor in „Praktischer Theologie“ beziehungsweise „Religionspädagogik“ – oder orientieren sich am Masterstudiengang im Sinne eines „kleinen“ Theologiestudiums. Der Bachelor „Theologische Diakonie und Missionarische Katechese“ hat einen anderen Fokus: Er fragt aus einem theologisch reflektierten Glauben heraus, wie die Kirche in Diakonie und Katechese der Gesellschaft und dem konkreten Menschen gerecht werden kann. Soweit wir wissen, gibt es gegenwärtig keinen anderen Studiengang, der diese besondere Perspektive einnimmt.

Wie sieht der praktische Teil aus?

Theorie und Praxis stehen bei uns in engem Zusammenhang. Neben den verschiedenen Vorlesungen sind auch praktische Übungen fester Bestandteil des Curriculums. Es gibt fest etablierte Übungen, wie einen Rhetorikkurs oder eine Veranstaltung zur Gesprächspsychologie. Daneben können die Studierenden in Begleitung durch die Hochschule Übungen auch nach dem eigenen Interesse und Schwerpunkt wählen. Letztlich geht es um den Transfer von Fachwissen hinein in konkrete Praxisbezüge für Berufs- und Ehrenamtstätigkeiten. Besonders wertvoll ist daher auch die Zusammenarbeit mit Partnern wie

zum Beispiel dem Diakoneninstitut des Erzbistums. So wächst nicht nur Wissen, sondern auch geistliche Reifung und pastorale Erfahrung.

Welche Voraussetzungen brauchen die Kandidaten? Können sich auch Interessenten melden, die die Voraussetzungen für ein Theologiestudium nicht erfüllen?
Für die Aufnahme gelten die üblichen Voraussetzungen für ein Hochschulstudium: das Abitur oder eine entsprechende berufliche Qualifikation gemäß den staatlichen Vorgaben. Im Unterschied zum Masterstudium der Theologie sind im Bachelor allerdings keine Kenntnisse der alten Sprachen (Latein, Griechisch, Hebräisch) erforderlich.

Inwiefern unterscheidet sich die Zertifikatskurse „Missionarische Katechese“ und „Theologische Diakonie“ vom Bachelorstudiengang?

Beide Zertifikatskurse stellen eine kompakte, thematisch fokussierte Version des Bachelorstudiums mit je rund einem Drittel des Umfangs dar. Sie richten sich an Menschen, die sich gezielt weiterbilden möchten, etwa für eine ehrenamtliche Tätigkeit im Bereich der Katechese oder der Diakonie. Die Veranstaltungen stammen aus dem regulären Bachelorprogramm und können sowohl mit als auch ohne Prüfungsleistungen absolviert werden. Es ist ein Angebot mit inhaltlicher Tiefe – auch für jene, die nicht gleich ein vollständiges Studium anstreben.

Welches Ziel strebt die KHKt mit den Zertifikatskursen an?

Wir möchten mit den Zertifikatskursen vordergründig zwei Zielgruppen besonders ansprechen: Zum einen Menschen, die sich ehrenamtlich in der Katechese oder Diakonie engagieren oder zukünftig einbringen möchten und dafür eine entsprechende Grund- oder Weiterqualifizierung suchen. Zum anderen richten sich die Kurse auch an Interessierte, die einen Einblick in ein theologisches Studium erhalten möchten – sei es als reflektierte und zugleich geistliche Vertiefung oder als Entscheidungshilfe für ein weiterführendes Studium.

Werden Sie für die faktische Anerkennung in den deutschen Bistümern werben?

Der Bachelorstudiengang ist akkreditiert und approbiert, also sowohl kirchlich als auch staatlich geprüft und bestätigt. Die Studierenden erwerben folglich den staatlichen Grad „Bachelor of Arts“, der zugleich einem durch die Autorität des Heiligen Stuhles verliehenen kanonisch anerkannten Bakkalaureat in Angewandter Theologie entspricht. Da sich die Zertifikatskurse wiederum aus Veranstaltungen dieses Studiengangs speisen, sind wir sehr zuversichtlich, dass Absolventen des Bachelors und der Zertifikatskurse gerade auch in den deutschen Bistümern gute Möglichkeiten haben, sich mit ihren erworbenen Kompetenzen und Befähigungen in das kirchliche Leben einzubringen.

Infos zum Studiengang:
Mail@khkt.de
0221/58981-100



Edith-Stein-Denkmal Köln.

Foto: IMAGO/imagebroker

„Die Welt steht in Flammen“

Wie Edith Stein zum spirituellen Widerstand gegen den Nationalsozialismus aufrief **VON DANIELA KÖDER**

Die Welt steht in Flammen, der Kampf zwischen Christus und dem Antichristen ist offen ausgebrochen. Wenn du dich für Christus entscheidest, so kann es dein Leben kosten.“ Diese Worte Edith Steins, geschrieben im September 1939, fassen ihre zunehmend klare Einsicht zusammen, die sie im Laufe ihres Lebens erworben hat. Geboren 1891 im damals deutschen Breslau in eine jüdische Familie, durchlebte die spätere Heilige Schwester Teresa Benedicta a Cruce eine tiefe geistliche und intellektuelle Wandlung, die sie vom Judentum zum katholischen Glauben führte und schließlich in das Leben als Karmelitin. Ihr Lebensweg ist geprägt von der Suche nach Wahrheit und einem radikalen Bekenntnis zu Gott, das sie angesichts der Gewalt und Verrohung des Nationalsozialismus auf besondere Weise in den geistlichen Widerstand führte. Ihr geistliches Testament aus dem Juni 1939 offenbart diese Haltung in eindrucksvoller Weise. Darin bietet sie Gott ihr Leben und ihren Tod in „vollkommener Unterwerfung“ mit Freude an, „zu Seiner Ehre und Verherrlichung“. Sie tut das stellvertretend in Proexistenz, auch „für die Rettung Deutschlands und den Frieden der Welt.“

Ihre sehr frühe Klarheit über die Abgründigkeit des Nationalsozialismus zeigt sich bereits 1933: Nur wenige Wochen nach der Machtergreifung Adolf Hitlers im Januar dieses Jahres richtet Edith Stein einen eindringlichen Brief an Papst Pius XI. Darin bittet sie ihn um Stellungnahme angesichts der Bedrohung durch den Nationalsozialismus und die zunehmende Diskriminierung der Juden. Mit großer Hoffnung und zugleich tiefem Schmerz formuliert sie die Lage der Juden wie auch ihre Befürchtungen für die Christen: „Alles, was geschehen ist und noch täglich geschieht, geht von einer Regierung aus, die sich ‚christlich‘ nennt. Seit Wochen warten und hoffen nicht nur die Juden, sondern Tausende treuer Katholiken in Deutschland – und ich denke, in der ganzen Welt – darauf, daß die Kirche Christi ihre Stimme erhebe, um diesem Mißbrauch des Namens Christi Ein-

halt zu tun. Ist nicht diese Vergötzung der Rasse und der Staatsgewalt, die täglich durch Rundfunk den Massen eingehämmert wird, eine offene Häresie? Ist nicht der Vernichtungskampf gegen das jüdische Blut eine Schmähung der allerheiligsten Menschheit unseres Erlösers, der allerseiligsten Jungfrau und der Apostel? Steht nicht dies alles im äußersten Gegensatz zum Verhalten unseres Herrn und Heilands, der noch am Kreuz für seine Verfolger betete? Und ist es nicht ein schwarzer Flecken in der Chronik dieses Heiligen Jahres, das ein Jahr des Friedens und der Versöhnung werden sollte?“

Der Nationalsozialismus und besonders sein Antisemitismus ist – und das sieht sie früh deutlich – keine politische Bewegung, sondern eine vernichtende, lebensfeindliche und vor allem gottesfeindliche Ideologie. Sie verwendet die Begriffe der Vergötzung, der offenen Häresie, der Schmähung, des Missbrauchs des Namens Christi. Damit bezeichnet sie den offensichtlichen Gegensatz zu Gottes Geboten: Du sollst nur einen Gott haben, Du sollst meinen Namen nicht missbrauchen, Du sollst nicht töten. Mit dem erklärten Ziel, die Juden, das erwählte Volk Gottes, zu vernichten, zielt der Nationalsozialismus in Edith Steins Deutung letztlich auf den Tod Gottes. Durch diese Einsicht kommt sie bedeutend früher als viele andere auf die Konsequenz, welche ein Sieg des Nationalsozialismus auch für Christen hätte: „Der Kampf gegen den Katholizismus wird vorläufig noch in der Stille und in weniger brutalen Formen geführt wie gegen das Judentum, aber nicht weniger systematisch. Es wird nicht mehr lange dauern, dann wird in Deutschland kein Katholik mehr ein Amt haben, wenn er sich nicht dem neuen Kurs bedingungslos verschreibt.“

Da sie die Tiefe des sich hier auftuenden Bösen und sein Ziel von Anfang an erkannt hat, ist auch ihre Kampflinie klar. Ihre eigene Antwort auf die brutale Vernichtung des Lebens, ihre Wahl der Waffen, wurde durch ihren Karmel-Eintritt 1933 deutlich. Diese Entscheidung war keine Flucht vor der Welt, sondern ein bewusstes, aktives

geistliches Eintreten in die Nöte ihrer Zeit. Sie ist sich ihrer Sendung bewusst, wenn sie schreibt: „Der Herr hat mein Leben für alle angenommen.“ Ihre Antwort ist die freiwillige Hingabe an und mit Christus für die Versöhnung der Menschen.

Dass dies nicht nur Theorie bleibt, macht eine kleine Szene aus dem Jahr 1940 deutlich: Edith Stein lebt 1940 bereits in Holland, da die Situation im Kölner Karmel für sie und vor allem ihre Mitschwestern zu bedrohlich wurde – die meisten ihrer jüdischen Freunde und Familienmitglieder waren bereits emigriert oder Repressionen ausgesetzt. 1940 nun wird auch Holland durch das Deutsche Reich besetzt, alle nichtarischen Deutschen sind damit automatisch staatenlos und müssen sich zur Emigration melden, auch die Ordensleute. Edith und ihre leibliche Schwester Rosa Stein meldeten sich ebenfalls, was zu einem Eklat mit Funktionären der NSDAP führte. Im Kölner Seligsprechungsprozess wird die genannte Vorladung zu den SS-Männern geschildert: „Als sie das Büro betrat, grüßte sie mit den Worten ‚Gelobt sei Jesus Christus‘. Ins Kloster zurückgekehrt, sagte sie der Ehrwürdigen Mutter Priorin, sie habe sich zu diesem menschlich unklugen Verhalten angetrieben gefühlt, weil sie sich klar war, hier gehe es nicht um Politik, sondern um den uralten Kampf zwischen Jesus und Luzifer.“ Wie viel Tapferkeit in dieser Szene steckt, wird klar, wenn man bedenkt, dass bereits jeder Gruß, der nicht ‚Heil Hitler‘ war, als Provokation und Landesverrat angesehen wurde. In einer NSDAP-Meldestelle mit ‚Gelobt sei Jesus Christus‘ zu grüßen, war bewusst, offener Widerstand gegen das Hitler-Regime.

Dem ging bereits 1938 eine intensive Auseinandersetzung im Kölner Karmel voraus, bei der Wahl am 10. April, wie im Seligsprechungsprozess berichtet wird. Die Schwestern mussten ihre Stimmen abgeben, waren aber verunsichert und hatten Angst vor den Konsequenzen eines Votums gegen die NSDAP. Die Priorin

Mutter Renata meinte, ein „stilles Ja“ sei möglich, indem man Hitlers Entscheidungen als Gottes Willen akzeptiere und sich anpasse. Die meisten Schwestern folgten dieser Ansicht. Edith Stein widersprach energisch und forderte ein klares Nein gegen Hitler, da eine unwahrhaftige Zustimmung für sie undenkbar war. Der Vorfall, im Zuge dessen Edith Steins jüdische Abkunft öffentlich eingetragen wurde, hatte keine negativen Folgen für den Kölner Karmel. Für Edith Stein hingegen bedeutete er eine klare und sofortige Gefahr für sie und die Gemeinschaft, weshalb sie daraufhin ihre Versetzung in die Niederlande vorantrieb.

Nederlandsche vorantrieb. Der eigentliche Widerstand Edith Steins aber geschah im Inneren, im Gebet und in ihrer Lebenshingabe in stellvertretender Sühne. Zentral ist hier für sie die Einsicht, dass Gottes Zutrauen zum Menschen enorm ist: Gott bezieht den Menschen in die Lebenshingabe Christi ein, sodass dessen je spezifische Sendung konstitutiv sein kann für das Heil der ganzen Welt. Drastisch führt sie die Radikalität der Entscheidung für Christus vor Augen. Christus verspricht seinen Jüngern nicht, ihnen das Kreuz abzunehmen oder zu ersparen. Er ermutigt sie stattdessen, durch seine Kraft das ihre zu tragen: „Wer mein Jünger sein will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich.“ (Mt 16, 24)

Das christliche Leben als Nachfolge ist für Edith Stein also vor allem Mitarbeiten und Weiterführen des Werkes Christi: die Hingabe an den Vater, die Gemeinschaft mit den Mitmenschen, sich einzusetzen mit der Bereitschaft, dieselben Konsequenzen zu tragen wie er. Die Grundlage dafür ist die innige Liebesbeziehung zu Christus und die Gewissheit des Geborgenseins in dieser Beziehung. Ihr eigenes Martyrium in Auschwitz 1942 ist lediglich der Höhepunkt dieser Hingabe und des Widerstands gegen die Anpassung an das Böse, die ein ganzes Leben lang gewachsen ist.

Die Autorin ist Theologin und gehört dem Vorstand der Edith-Stein-Gesellschaft Österreich an.

Papst fordert dauerhaften Frieden

VATIKANSTADT/WIEN (DT/KAP) Angesichts der Atombombenabwürfe auf Hiroshima und Nagasaki vor 80 Jahren hat Papst Leo XIV. Engagement für einen dauerhaften Frieden gefordert. „Obwohl viele Jahre vergangen sind, bleiben die beiden Städte lebendige Mahnmale für die schrecklichen Gräueltaten, die Atomwaffen angerichtet haben“, schrieb er in einer am Dienstag veröffentlichten Botschaft anlässlich der beiden Jahrestage. Das katholische Kirchenoberhaupt würdigte die Betroffenen der Abwürfe. „Atomwaffen verletzen unsere gemeinsame Menschlichkeit und verraten auch die Würde der Schöpfung, deren Harmonie wir zu bewahren berufen sind“, so Leo XIV. weiter. Wahrer Frieden erfordere den mutigen Verzicht auf Waffen – insbesondere auf solche, die eine unbeschreibliche Katastrophe verursachen können. Der Papst rief zur Erschaffung einer globalen Ethik auf, verwurzelt in Gerechtigkeit, Geschwisterlichkeit und Gemeinwohl. „Es ist daher mein Gebet, dass dieser feierliche Jahrestag ein Aufruf an die internationale Gemeinschaft sein möge, ihr Engagement für einen dauerhaften Frieden für unsere gesamte Menschheitsfamilie zu erneuern.“ Durch die beiden US-amerikanischen Bombenabwürfe auf die japanischen Städte Hiroshima und Nagasaki am 6. und 9. August 1945 und durch die Strahlenfolgen starben mehrere Hunderttausend Menschen. Viele leiden noch heute unter körperlichen und seelischen Auswirkungen.

US-Senat bestätigt Brian Burch

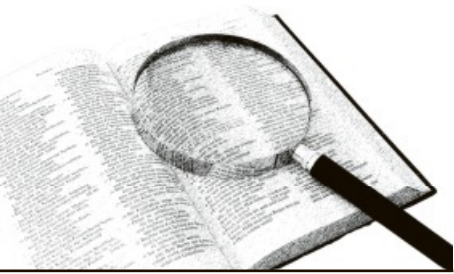
WASHINGTON (DT/KNA) Der US-Senat hat Brian Burch als neuen Botschafter der Vereinigten Staaten beim Heiligen Stuhl bestätigt. Die Entscheidung fiel am Samstag mit 49 Stimmen der Republikaner gegen 44 Stimmen der Demokraten. Sieben Senatoren nahmen an der Abstimmung nicht teil. Burch, Gründer der Trump nahe stehenden Organisation „Catholic Vote“, gilt als Kritiker des im April gestorbenen Papst Franziskus. Er hatte sich unter anderem gegen die Segens-Erklärung „Fiducia supplicans“ ausgesprochen und Franziskus nach der Absetzung des texanischen Bischofs Joseph Strickland Rachsucht vorgeworfen. In einer ersten Erklärung zeigte sich Burch erfreut über seine Bestätigung und betonte die besondere Bedeutung der Beziehungen zwischen den USA und dem Vatikan. Der neue Papst Leo XIV. ist der erste US-Amerikaner auf dem Stuhl Petri. Die Abstimmung war ursprünglich für Mai geplant, verzögerte sich jedoch aufgrund einer Blockade von Nominierungen durch den demokratischen Senator Brian Schatz. Dieser hatte die Maßnahme als Druckmittel im Streit über Kürzungen in der US-Entwicklungshilfe genutzt. Während der Verzögerung wurde die US-Botschaft beim Heiligen Stuhl von einer Geschäftsträgerin geleitet.

VERANSTALTUNG

Gespräche über Konzil von Nicäa

Aus Anlass des 1.700-jährigen Jubiläums des Konzils von Nizäa lädt das Erzbistum Paderborn zu einem Theologischen Online-Salon „was wir glauben!“ ein: An vier Abenden im September jeweils montags in der Zeit von 19 bis 20.30 Uhr tauschen sich in ökumenischen Gesprächen Theologen zum „Großen Glaubensbekenntnis“ aus, regen die online Teilnehmenden zur Reflexion des persönlichen Glaubens an und ermöglichen einen tieferen Zugang zum von der gesamten Christenheit gemeinsam bekannten Credo. Für die maximal 50 Teilnehmenden entstehen keine Kosten, die Teilnahme an einzelnen Abenden ist möglich. **Information und Anmeldung unter liboriarium.de/bildung-programm/programm**

SONNTAGSLESUNG



Gottes Multiplikatoren

VON PFARRER MARTIN SEIBERL

Mit der Aussage „Wer glaubt, ist nie allein“ hinterließ Papst Benedikt XVI. in seiner Predigt zur Amtseinführung im Jahr 2005 ein wunderbares Wort, das vielfach aufgegriffen wurde. Die Aussage macht deutlich, dass der Glaubende nie isoliert für sich existiert, sondern in ein Beziehungsnetzwerk eingeflochten ist, das sich horizontal und vertikal beziehungsweise anthropologisch und theologisch beschreiben lässt. In diesem Sinne ist der Glaubende nicht allein, weil er seinen Glauben mit anderen teilt. Er ist auch deshalb nicht allein, weil er sich – und das bezeichnet einen Grundakt des Glaubens – auf die unsichtbare Wirklichkeit Gottes hin verwiesen weiß.

Nun steht insbesondere der horizontale Gesichtspunkt im Dienst des vertikalen. Die spürbare Berührung der Gläubigen untereinander, im gemeinsamen Gebet, im gemeinsamen Austausch über den Glauben und bei der gemeinsamen Feier von Gottesdiensten, schafft Erfahrungsräume für die immer wieder neue Begegnung mit Gott. Dabei ist der Andere nicht nur der konkrete Bruder oder die konkrete Schwester im Hier und Jetzt, sondern auch der Glaubende, der dem Heute mit seiner Glaubensbiografie vorausgeht.

Die Gesellschaft der Glaubenszeugen suchen

Der Leseausschnitt aus dem Hebräerbrief erinnert seine Adressaten daran, dass die Heilige Schrift Glaubenserfahrungen von Menschen transportiert, die nicht passé sind, sondern bleibend Bedeutung für den Glaubenden der Gegenwart besitzen. Der Hebräerbrief verweist auf eine „Wolke von Zeugen“ (Hebr 12,1), die den Glaubenden einer jedweden Zeit umgeben, was dem Gedanken des „Wer glaubt, ist nie allein“ voll und ganz entspricht. Aus diesem Grund zählt der Hebräerbrief in einer 18-fachen Litanei eine Reihe von alttestamentlichen Zeugen auf, die sich in einer Haltung des Vertrauens auf den unsichtbaren Gott und seine Wirklichkeit eingelassen haben.

Der Hebräerbrief spannt dabei einen weiten Bogen von den Protagonisten des Anfangs – Abel, Henoch und Noah – über die Väter Israels, Abraham, Isaak und Jakob, bis hin zu den Richtern und Königen des Volkes Israel. Die mit ihnen verbundenen Glaubensgeschichten sind vielfältig. Sie erzählen von den Hoffnungen, Ängsten und Zweifeln von Menschen, die sich und ihr Schicksal – oft gegen jede Vernunft – vertrauensvoll in die Hände Gottes gegeben haben.

Der rote Faden dieser Litanei wird dabei im jeweils neu von Gott her eröffneten Leben und in den Perspektiven, die sich durch sein Handeln eröffnen, sichtbar. Der Hebräerbrief lädt dazu ein, den eigenen Glauben im Kontext dieser Glaubensgeschichten zu betrachten und die (literarische) Gesellschaft dieser Glaubenszeugen zu suchen. Im Miteinander mit ihnen kann das eigene Gottvertrauen – auch in herausfordernder Zeit – wachsen.

Weisheit 18,6–9
Hebräer 11,1–2.8–19
Lukas 12,32–48
Zu den Lesungen des 19. Sonntags im Jahreskreis 2025 (Lesejahr C)

Ins Herz getroffen

Vor 80 Jahren zerstörte der zweite Atombombenabwurf der USA Japans katholische Hochburg Nagasaki VON ESTHER VON KROSIGK

Am 9. August werden um 11.02 Uhr wieder die Glocken in der römisch-katholischen Urakami-Kathedrale in Nagasaki läuten. Die auch als St. Mary's Cathedral bekannte Kirche wurde im Jahre 1945, nur 20 Jahre nach ihrer Vollendung, fast vollständig zerstört.

Die Glocken werden diesmal vielleicht etwas lauter als üblich läuten, denn das Gedenken an den Atombombenabwurf jährt sich zum 80. Mal. An jenem Tag im August starben zwischen 60 000 und 80 000 Menschen in der Stadt an der Nordwestküste der Insel Kyushu. Das ist nur eine Schätzung, denn nicht von allen Opfern wurden die sterblichen Überreste im Detonationszentrum der Bombe gefunden, und überdies wurden viele Aufzeichnungen, wer in der Stadt lebte, vernichtet. Nicht zu vergessen: Zahlreiche Menschen starben auch erst in den darauffolgenden Monaten und Jahren an den Folgen des Angriffs.

Am 6. August 1945 hatte die erste US-Atombombe Hiroshima getroffen und größtenteils zerstört. Man wollte so die bedingungslose Kapitulation Japans, das sich im Zweiten Weltkrieg mit Deutschland und Italien zu den sogenannten Achsenmächten verbündet hatte, erzwingen. Vergeblich.

Dass die zweite, 4,7 Tonnen schwere Kernwaffe mit Namen „Fat Man“ das „katholische Herz Japans“ in Nagasaki traf, beruhte auf einem schicksalhaften Fehler. Natürlich sind Krieg und Zerstörung zur Herbeiführung einer Lösung beziehungsweise als Druckmittel zur Kapitulation immer infrage zu stellen. Aber im Fall von Nagasaki lag tatsächlich ein Irrtum vor. Als Einsatzort von „Fat Man“ war nämlich die japanische Hafenstadt Kokura vorgesehen. Doch aufgrund technischer Defekte, Navigationsfehler, falscher Wettervorhersagen und Kraftstoffmangel änderte der amerikanische Major Charles W. Sweeney noch während des Fluges in der B-29 seine Pläne und löste „Fat Man“ über Nagasakis Stadtteil Urakami aus.

Wo Franz Xaver predigte

Es war ausgerechnet der Ort, an dem das Andenken an jene Christen bewahrt wurde, die jahrhundertlang Verfolgung und Martyrium in ihrer Heimat ausgesetzt waren. Sie hießen auf Japanisch „Kakure Kirishitan“ – verborgene Christen –, denn während der 250 Jahre dauernden Abschottung Japans konnten sie ihren Glauben nur unter großer Geheimhaltung praktizieren. Ihr Wissen und die Gebete gaben sie ausschließlich mündlich weiter. Kreuze und christliche Symbole wurden versteckt oder geschickt verfremdet, indem sie buddhistischen Darstellungen angepasst wurden. Berühmt geworden ist die „Maria Kannon“: Dabei nahm die Muttergottes äußerlich die Gestalt der buddhistischen Göttin Kannon an, wurde aber als Mutter des Herrn verehrt.

Die christlichen Rituale beschränkten die „Kakure Kirishitan“ auf ein Minimum: Es fanden keine Sonntagsgottesdienste statt, da sie zu auffällig gewesen wären. Ostern und Weihnachten wurden jedoch gefeiert und waren die wichtigsten Feste im Jahreslauf. Da es kaum mehr Priester gab, übernahmen häufig Laien die religiösen Aufgaben. Statt Wein und Brot wurden bei den Zeremonien Reis, Fisch und Sake verwendet. Eucharistiefeiern fanden im kleinsten Kreis statt – immer mit der Angst, von den Behörden entdeckt und schwer bestraft zu werden.

Dabei lief die Bekehrung des Landes zum Christentum im 16. Jahrhundert vielversprechend an. Die ersten Christen von Nagasaki dürften auf die Missionsreise des heiligen Franz Xaver (1549/70) zurückgehen. Dieser war ein Weltreisender in Sachen Glauben, ein Wegbereiter und Vorkämpfer mit einer Feuerseele, der zunächst als päpstlicher Legat nach Indien gereist war.



In der Urakami-Kathedrale wird alljährlich der Opfer gedacht. Foto: Imago/Lucas Vallecillos

Von dort aus begann er seine großartige Missionstätigkeit im Fernen Osten – zunächst im üblichen Stil jener Zeit: Predigten, Massentaufen und Zerstörung der heidnischen Tempel. Was aus heutiger Sicht etwas martialisch anmutet, war mit Werken großer Barmherzigkeit verbunden. Häufig sah man den heiligen Franz Xaver mit einem Glöckchen durch die Straßen ziehen, wo er singend und betend die christliche Lehre verbreitete.

Eine erste Verfolgungswelle in Japan setzte einige Jahrzehnte nach Ankunft des Missionars ein: Am 5. Februar 1597 erlitten 26 Priester und Laien – darunter auch sechs Franziskaner – den Tod am Kreuz auf dem Tateyama-Hügel in Nagasaki. 1862 wurden sie heiliggesprochen.

Wenig später blühte das christliche Leben auf Kyushu Anfang des 17. Jahrhunderts noch einmal auf, es residierte sogar ein

Bischof – der portugiesische Jesuit Luis Cerqueira – in Nagasaki. Die Zahl aller Getauften in Japan betrug damals etwa 500 000.

Doch die rasche Ausbreitung des Christentums war den japanischen Herrschern, den Shogunen, ein Dorn im Auge. Im Jahr 1614 erließ der regierende Shogun Tokugawa Ieyasu ein landesweites Verbot des Christentums. Wervon nun an dem christlichen Glauben nicht abschwor, musste mit Folter oder Hinrichtung rechnen. Das gesamte Land schottete sich gegen die Außenwelt ab und nahm erst Mitte des 19. Jahrhunderts wieder Beziehungen zum Rest der Welt auf.

Verborgene Christen

Im Jahr 1865 traf der französische Priester Bernard Petitjean auf die verborgenen Christen. Sechs Jahre später erkannte Japan das Existenzrecht christlicher Gemeinschaften an. Nagasaki wurde 1891 Diözese.

Letzte staatliche Einschränkungen für die Christen fielen jedoch erst nach Ende des Zweiten Weltkriegs – nachdem Zehntausende Katholiken in Nagasaki ihr Leben durch den Atombombenabwurf verloren hatten. Japans Kaiser, Tenno Hirohito, erließ am 14. August den „Kaiserlichen Erlass über das Kriegsende“ und teilte einen Tag später die bedingungslose Kapitulation in einer Radioansprache mit. Die Atombombenabwürfe gaben sicherlich den Ausschlag, dass das Land sich nun ergab.

Die Autorin ist freie Journalistin und lebt in Süddeutschland.

Anzeige

Herzliche Einladung nach Maria Vesperbild zum Hochfest Mariae Himmelfahrt am 15. August 2025 zum feierlichen Pontifikalamt um 19 Uhr an der Mariengrotte mit S. E. Diözesanbischof Dr. Bertram Meier.

Anschließend Lichterprozession über den Schlossberg.

musik. Gest.: Musikverein Ziemetshausen und Wallfahrtschor Maria Vesperbild

kostenlosen Wallfahrtskalender anfordern:
Wallfahrtsdirektion Maria Vesperbild
Schellenbacher Str. 4, 86473 Ziemetshausen
Fax 08284 8358
E-Mail: maria-vesperbild@bistum-augsburg.de

Staunen und anbeten

Warum ich mich habe katholisch taufen lassen. Die Geschichte einer Bekehrung **VON RICCARDO WAGNER**

Wenn ich heute gefragt werde, warum ich mich in der Osternacht 2024 habe taufen lassen, spüre ich immer wieder den Wunsch, keine romantische Bekehrungsgeschichte zu erzählen, auch wenn vor allem am Ende Emotionen in Fülle vorhanden waren. Denn mein Weg war weder spektakulär noch von plötzlichen Erleuchtungen geprägt. Es war vielmehr ein langsames, tastendes Suchen. Ein Prozess, der vor allem über das Nachdenken, das Fragen, das Ringen mit mir und dem Glauben führte – und dessen Herzstück am Ende die Eucharistie wurde.

Ich bin nicht katholisch aufgewachsen. Religion spielte in meiner Kindheit und Jugend keine prägende Rolle, die Fragen nach Gott, Sinn, Wahrheit standen zwar im Raum, aber ich begann erst viel später – über Umwege durch Philosophie, Ethik, gesellschaftliches Engagement – mich ernsthaft mit dem Glauben auseinanderzusetzen, weil mir dann doch an vielen Stellen zu viele Fragen offenblieben. Die konkrete Religion, insbesondere die christliche, blieb mir lange ein Rätsel und schien es mir auch kaum wert, sie näher zu betrachten. Christen fand ich eher wunderlich, und der Großteil der zentralen Begriffe waren für mich bedeutungslose Worthülsen.

Besonders fremd, oder zumindest schwer vorstellbar, schien mir die Idee, dass Gott selbst in der Eucharistie gegenwärtig sein soll: der Schöpfer des Himmels und der Erde, wahrhaft und leibhaftig, in einem Stück Brot. Ich konnte das kaum ernst nehmen – es schien mir zunächst zu groß, zu ungeheuerlich, zu fern von allem, was ich mir unter Religion vorgestellt hatte.

Und so führte mein Weg zur Eucharistie nicht über emotionale Erfahrungen, sondern über das Nachdenken: Wer ist dieser Gott, an den Christen glauben? Was bedeutet es, wenn Gott Liebe ist, wie es im Johannesevangelium heißt? Wenn Gott wirklich der gute Vater ist, der den Menschen und eben auch mich will, der in Beziehung treten will, der aus freiem Willen liebt – ist es dann nicht konsequent, dass er uns auch ein echtes Beziehungsangebot macht? Dass er nicht nur fern bleibt, sondern uns berührt, uns nahekommt?

Schritt für Schritt begann ich, dieses Angebot zu erkennen und es intellektuell zu begreifen, lange bevor ich es wirklich fühlen konnte. Die Eucharistie erschien mir zunächst als ein Symbol für diese Nähe Gottes. Ein schönes, tiefes Symbol, das viel über die Sehnsucht des Menschen nach Gemeinschaft mit Gott aussagt. Doch je mehr ich mich mit der Lehre der Kirche



Riccardo Wagner hatte vor seiner Taufe kein spektakuläres Erlebnis, sondern er entdeckte den Glauben in vielen kleinen Schritten.

Foto: Wikicommons/gemeinfrei

auseinandersetzte, je mehr ich las, betete, Gespräche führte, desto mehr wurde mir bewusst: Es kann nicht nur ein bloßes Zeichen sein. Die Eucharistie ist nicht nur Ausdruck unserer Sehnsucht, sondern konkrete Präsenz Gottes. Ein reales Geschenk. Ein Angebot, das Beziehung nicht nur andeutet, sondern Wirklichkeit werden lässt.

Mit der Zeit begann das innere Staunen

Es war und ist ein langer, oft auch mühsamer Weg, diesen Gedanken anzunehmen. Immer wieder rang ich mit dem, was die Kirche lehrt: dass Christus selbst, ganz Gott und ganz Mensch, in der Eucharistie gegenwärtig ist. Dass er sich uns schenkt, dass wir ihn empfangen dürfen – und mit ihm Gemeinschaft haben. Dieses „Realpräsenzsein“ blieb für mich lange Zeit ein intellektuelles Konzept, das ich immer wieder von allen Seiten betrachtete, abwog, prüfte, für gut befand – aber nur wenig fühlte. Und doch wuchs mit der Zeit eine Art inneres

Staunen: Wenn das wahr ist, dann ist es das Größte, das einem Menschen geschenkt werden kann.

Mein Eintritt in die Kirche war daher kein Sprung in ein neues Leben, sondern ein Schritt, der aus vielen kleinen Schritten erwuchs. Die ungeheure Eindrücklichkeit der Liebe der Heiligen zur Eucharistie, vor allem der heiligen Katharina von Siena, trieb mich immer wieder an. Sie wurde meine Taufpatronin. Die Wucht ihrer Liebe zur Eucharistie und zur Kirche hat mich fassungslos gemacht. Und bald war klar: Ich will nicht mehr außen stehen bleiben. Ich wollte Teil dieser Gemeinschaft sein, die sich um das Allerheiligste versammelt. Ich wollte den empfangen dürfen, den ich lange nur suchend betrachtet hatte. Die Beichte, das Glaubensbekenntnis, die erste Kommunion – das alles waren für mich keine Rituale, die einfach „dazugehören“, sondern konsequente Antworten auf das, was ich erkannt hatte: Gott ruft uns zur Beziehung, er ruft uns zu sich, und er tut das nicht abstrakt, sondern konkret: im Sakrament.

Die Eucharistie ist mir heute Quelle und Zielpunkt meines Glaubens. Sie ist für mich der Ort, an dem die Liebe Gottes leibhaftig wird, an dem die Beziehung zu Gott keine bloße Idee bleibt. Ich ahne immer mehr, wie unfassbar groß dieses Geschenk ist, und ich weiß zugleich, dass ich es wohl ein Leben lang nicht vollständig begreifen werde. Jeder Empfang der Kommunion, jede Anbetung, jeder stille Moment vor dem Tabernakel lässt mich ein wenig tiefer spüren, was es heißt, dass Gott sich klein macht, um in unser Herz zu treten.

Die Eucharistie ist ein Geschenk des Schöpfers

Gerade in unserer Zeit, die so stark von Individualismus, Rationalismus und technokratischem Denken geprägt ist, empfinde ich die Eucharistie als ein Gegengewicht. Sie ist nicht machbar, nicht diskutierbar, nicht relativierbar. Sie ist Geschenk – ein Geschenk, das uns aus der Selbstgenügsamkeit herausholt und uns vor den stellt, der uns geschaffen hat und uns liebt.

Ich bin in die Kirche eingetreten, weil ich über viele kleine, oft unspektakuläre Schritte erkannt habe: Dieser Gott ist nicht fern. Er ist ein Gott, der sich selbst verschenkt. Der uns sucht. Der uns nicht im Ungefähren lässt, sondern uns in der Eucharistie berührt – wirklich, leibhaftig. Und dieses Angebot wollte ich nicht länger nur von außen betrachten. Ich wollte es annehmen, in mein Leben lassen, Teil dieser großen Gemeinschaft werden, die sich um den Herrn versammelt und von ihm nährt.

Mein Glaube ist und bleibt ein Weg. Die Eucharistie ist für mich dabei der Leuchtturm und das Ziel zugleich: der Ort, an dem Gott mir zeigt, dass er Beziehung will – mit mir, mit jedem von uns. Und je mehr ich mich diesem Geheimnis aussetze, desto mehr lerne ich zu staunen, zu danken, anzubeten.

Der Autor ist Professor für Nachhaltiges Management & Kommunikation, Studiendekan für Nachhaltigkeitsmanagement & Leadership und Leiter der Media School an der Freien Hochschule Köln.



VON CLAUDIA KOCK

Die katholische Laienorganisation „Institution Teresiana“ ist in 31 Ländern weltweit tätig. Sie setzt sich als Mitglied des UN-Verbindungsdienstes zu den Nichtregierungsorganisationen für die Förderung der christlichen Erziehung, Bildung und Kultur ein; in Deutschland sind ihre Mitglieder in den „Gesprächskreis Geistlicher Gemeinschaften, Bewegungen und Initiativen“ eingebunden. Sie wurde 1911 von dem spanischen Priester Pedro Poveda Castroverde gegründet. Zusammen mit ihm wurde am 10. Oktober 1998 von Papst Johan-

12. August: Die Wochenheilige Die selige Victoria Díez y Bustos de Molina

nes Paul II. die Lehrerin Victoria Díez y Bustos de Molina seliggesprochen, die Mitglied des Instituts war und ebenso wie der Gründer im Spanischen Bürgerkrieg ermordet wurde. Ihr Gedenktag ist der 12. August.

Victoria Díez y Bustos de Molina, am 11. November 1903 im andalusischen Sevilla geboren, wuchs als Einzelkind auf. 1923 erwarb sie das Lehrerinnendiplom. Mit ihrer feinen Ader für Kunst und für das geistliche Leben besuchte sie Zeichenkurse in der Kunstakademie ihrer Stadt und begeisterte sich schon früh für die Spiritualität der heiligen Theresia von Ávila. So kam sie in Kontakt mit der „Institution Teresiana“, zu der sie sich sehr hingezogen fühlte, da die beiden Berufungen, die sie in sich spürte, hier eine Heimat fanden: Sie wollte als Lehrerin in der Welt leben, gleichzeitig aber missionarisch wirken, in der Selbsthingabe an Christus und an den Nächsten. 1927 be-

gann ihre Laufbahn als Lehrerin mit ihrer Aufnahme in den Staatsdienst und ihrer Entsendung in das Dorf Cheles in der Estremadura, unweit der Grenze zu Portugal, wo sie das erste Schuljahr verbrachte. Im zweiten Jahr wurde sie in den zwischen Córdoba und Sevilla gelegenen Ort Hornachuelos versetzt und konnte so ins heimatische Andalusien zurückkehren. Im selben Jahr 1928 trat sie in die „Institution Teresiana“ ein. Sie brachte die örtliche Katholische Aktion wieder in Schwung, organisierte Abendkurse für Arbeiterinnen, kümmerte sich um den Erwerb eines neuen Schulgebäudes und stellte unter den Familien ihrer Schülerinnen ein Netzwerk her, um bedürftigen Familien konkrete Hilfe zu leisten. Außerdem organisierte sie den Katechismusunterricht für die Kinder der Pfarrgemeinde und wurde in den Stadtrat gewählt, in dem sie schließlich sogar den Vorsitz übernahm. So stand die 32-jährige

christlich engagierte Lehrerin mitten im öffentlichen Leben von Hornachuelos, als 1936 der Spanische Bürgerkrieg und mit ihm die Verfolgung der katholischen Kirche ausbrach. Als angeordnet wurde, die Kruzifixe aus den Klassenräumen zu entfernen, nahm Victoria das Kruzifix aus ihrer Klasse mit nach Hause. Wenn in der Schule antireligiöse Schriften verteilt wurden, sammelte sie diese ein und vernichtete sie, um die Verbreitung des darin enthaltenen Gedankenguts zu unterbinden. Als am 20. Juli 1936 die Pfarrkirche überfallen und der Pfarrer verhaftet wurde, ahnte Victoria, dass dies auch sie treffen könne. Tatsächlich wurde sie drei Wochen später, am 11. August, ebenfalls festgenommen und in ein provisorisch als Gefängnis hergerichteten Haus gebracht, wo sich bereits weitere Gefangene aufhielten. Am folgenden Tag wurde die ganze Gruppe von 18 Gefangenen gefesselt in Zweierreihen

durch den Ort geführt. Victoria war die einzige Frau unter ihnen; sie ermutigte die Männer, angesichts des bevorstehenden Todes tapfer zu sein. Bei einem alten Bergwerk vor der Stadt wurden in einem kurzen Schauprozess alle zum Tode verurteilt und einzeln vor einer Grube erschossen, in die die Leichname fielen. Victoria war die letzte. Sie wurde aufgefordert zu rufen: „Es lebe der Kommunismus!“, dann würde man sie verschonen. Sie antwortete: „Ich sage, was ich denke: Es lebe Christus, der König, und es lebe meine Mutter!“ Sofort gingen Gewehrsalven auf sie nieder, und sie fiel zu den anderen in die Grube. Einige Monate später wurden die Erschossenen auf dem örtlichen Friedhof beigesetzt. Seit dem Beginn ihres Seligsprechungsverfahrens im Jahr 1963 ruhen Victorias sterbliche Überreste in der Krypta der Kapelle der „Institution Teresiana“ in der Altstadt von Córdoba.

Foto Hintergrund: Adobe Stock

Foto: Imago/Panama Pictures

Foto: Imago/Gonzales Photo

Foto: Imago/Frank Turetzek

Foto: Imago/Political-Moments

Zornige junge Frauen

Immer radikaler und immer extremer:
Linke junge Frauen wie Jette Nietzard,
Heidi Reichinnek und auch Greta Thunberg
radikalisieren zunehmend das
Meinungsklima – und vor allem
auch sich selbst

VON HENRY C. BRINKER

Erst die Push-Mitteilung auf Millionen Handys, Laptops und Tablets, dann die Meldung in der ARD-„Tagesschau“ zur besten Sendezeit um 20 Uhr: Jette Nietzard tritt als Vorsitzende der Grünen Jugend zurück. Verwundert reibt sich das Fernsehpublikum die Augen: Ist die junge Frau und ihr Rücktritt wirklich so bedeutend? Eher nicht, möchte man bei nüchterner Betrachtung meinen, auch wenn eine rot-grün dominierte „Tagesschau“-Redaktion das vielleicht anders sah. Denn die linksgrün-extreme Aktivistin befand sich gesamtpolitisch und innerparteilich längst auf dem Abstellgleis. Zu abstrus wirkten ihre radikalen Einlassungen. „Männer, die ihre Hand beim Böllern verlieren, können zumindest keine Frauen mehr schlagen“, lautete ein knalliger Silvester-Post in den sozialen Medien. Und bei einer Pressekonferenz trug sie ein T-Shirt mit der These „All Cops are Bastards“, alle Polizisten sind üble Hunde. Auch für die Beziehungen zwischen Mann und Frau fand sie eigenwillige Einordnungen: „Warum sollten Frauen bei Männern in Hetero-Beziehungen bleiben, wenn sie 30 Prozent weniger zum Orgasmus kommen?“ In einem RBB-Podcast nach ihrer Rücktrittsankündigung stellte sie als politischen Nachschlag noch die provokante Frage, ob Widerstand samt Waffengewalt eine Option sein könnte, wenn 2029 die AfD an die Macht käme.

Privates Scheitern wurde für Nietzard zur Initialzündung

Die Wahrheit über Nietzards tatsächliche Probleme konnte man hinter den Kulissen erfahren. Eine völlig zerrüttete Beziehung wurde zur Triebfeder ihrer immer radikaleren Äußerungen, wie die „Süddeutsche Zeitung“ publik machte. Die nach außen gerichtete Sublimation persönlich-privaten Scheiterns gerann zu linksradikaler Polemik. In ihrer Verzweiflung gab Nietzard sogar Ratschläge für die Partnersuche zum Besten. Auf TikTok dozierte sie: „Der ideale Mann soll politisch klar sein – kein Klimawandelleugner, kein Nazi, sondern am besten ein Feminist, der sich für Abtreibung ausspricht.“ Wer das nicht unterstützte, der habe „kein Potenzial für eine Beziehung“. Das unbewältigte, eigene Leben junger Frauen scheint sich immer öfter politisch zu transformieren.

Hinter der Ladentheke seiner Buchholzer Heide-Apotheke und umgeben von einer gemütlich-betagten Einrichtung aus Holz und Glas bedient Jalil Yaghoobifarah. Der Apotheker iranischer Abstammung, der bis heute engen Kontakt zur Heimat hält, kam nach der Machtübernahme durch die Mullahs über die Zwischenstation Kiel mit seiner Frau nach Buchholz bei Hamburg, wo auch die beiden Töchter aufwuchsen. Die ältere der beiden genießt Prominenten-Status. Als derzeit meistbeachtete queere Publizistin Deutschlands gründete die 1991 geborene Hengameh Yaghoobifarah 2023 mit drei Mitsreiterinnen die Literaturzeitschrift Delfi, die im renommierten Ullstein-Verlag erscheint.

Doch Hengameh, -ihr Name bedeutet übersetzt „Ereignis“, wie der Vater mit hintergründigem Lächeln erläutert -, geriet bereits 2020 in die bundesweiten Schlagzeilen, als sie in der linksgrünen „TAZ“ deutsche Polizisten auf menschenverachtende Weise herabwürdigte. Unwitzig-absurd wird ein Gedankenspiel darüber angestellt, wo Polizisten arbeiten könnten, wenn der ganze Polizeiapparat aufgelöst würde. Wörtlich: „Spontan fällt mir nur eine geeignete Option ein: die Mülldeponie. Nicht als Müllmenschen mit Schlüsseln zu Häusern, sondern auf der Halde, wo sie wirklich nur von Abfall umgeben sind. Unter ihresgleichen fühlen sie sich bestimmt auch selber am wohlsten.“ Hengameh Yaghoobifarahs gedanklicher Schiffbruch ließ nicht nur ihren Apotheker-Vater, ansonsten durchaus stolz auf seine akademisch erfolgreiche Tochter, ziemlich ratlos zurück. Mit Blick auf ihre einerseits migrantisch motivierten, andererseits queeren Selbstreflexionen in Essays und zwei Romanen darf man festhalten, dass sie ihre Eltern nicht für die Entwicklung ihrer linksextremen Einstellungen in Haftung nimmt. Es ist vielmehr das grundsätzliche Problem, das entsteht, wenn aus den Erfahrungen und Traditionen zweier Kulturkreise ein schlüssiger Lebensentwurf zu formen ist. Bei Hengameh Yaghoobifarah kommt noch hinzu, dass sie sich als nonbinär definiert und weder Frau noch Mann sein mag. Dieses sozial-psychologische Anamnese-Konglomerat aus komplizierten biografischen Einträgen mündet bei ihr in eine Persönlichkeitsstruktur voller Widersprüche und Konflikte. Auf tragische Weise manifestieren diese sich in einer wutschraubenden Verzweiflung an der Welt.

Wenn Seelenchaos zu politischem Extremismus führt

Es scheint, dass linksextreme Deutungsmuster gesellschaftlicher Zustände an die Stelle einer abgeschlossenen Selbstfindung getreten sind. Das eigene Seelenchaos und seine Bedingungen - sie werden sublimiert und transformiert in eine geschlossene, linksextreme Weltdeutung. So ähnelt plötzlich die deutsche Polizei iranischen Terrorschergen, und „queer“ wird zum neuen „Normalnull“ von Geschlechtlichkeit. Den Aktivitäten zu einer gesellschaftlichen Systemsprengung sind Sprengungen der eigenen Seele vorausgegangen. Innere und äußere Konflikte wie auch biografische Einflüsse prägen die Sicht auf die Welt, nicht die tatsächlichen, objektiv nachprüfbaren Verhältnisse. Seit 2024 ist Hengameh Yaghoobifarah Linke-Mitglied.

Für die Linke im Bundestag sitzt Çansin Köktürk, früher Mitglied bei den Grünen. Von Bundestagspräsidentin Julia Klöckner wurde sie des Plenarsaals verwiesen, weil sie ein T-Shirt mit „Free Palestine“-Aufschrift trug. Köktürks Haltung folgt sogenannten „postkolonialen Erzählungen“, in denen Palästinenser als „kolonial unterdrücktes Volk“ gelten, das gegen einen militärisch übermächtigen Staat kämpft. In Deutschland will sie einen säkularen Staat, in dem das Kreuz aus Schulen oder Gerichten verschwindet. Gleichzeitig verteidigt sie das Recht auf sichtbare Religionsausübung, etwa durch das Tragen von Kopftüchern im öffentlichen Raum. Das Private darf aber öffentlich sein, wenn es passt: etwa als Bekenntnis zu einem anderen, religiös konnotierten Kulturkreis, als Bekenntnis zu einem selbstdefinierten Widerstand. Deutschland nicht als Auftrag, sondern als Kampfplatz der Kulturen, genährt von eigenen, biografischen Erfahrungen in der Flüchtlingsarbeit.

Im Anfang war Greta

Die subjektive Verengung politischer Anliegen bei jungen Frauen: es will scheinen, dass hier auch die „Fridays for Future“-Pionierin und jetzige Hamas-Apologetin Greta Thunberg ein in tragischer Weise fortwirkendes Signal gesetzt hat. Die parlamentarisch-demokratische Vorgabe, Zielkonflikte und programmatische Widersprüche im Meinungsstreit zu klären und in einen konsensfähigen Kompromiss zu überführen, steht nicht mehr im Vordergrund, sondern wird durch eine vereinfachte, unterkomplexe Sichtweise ersetzt, die Gegensätze lediglich verschärft, anstatt diese auf-

zulösen. Als Akteure finden sich, wie die Beispiele zeigen, immer häufiger junge Frauen, verstrickt im Netz persönlicher Befindlichkeiten, utopischer Forderungen, humanitärer Empathie und sogar Gewaltfantasien. Beispiel Heidi Reichinnek: mit linksradikalen Parolen zur Abschaffung des Kapitalismus und zur Einführung einer sozialistischen Gesellschaftsordnung katapultierte sie bei der Bundestagswahl die totesagte Linke auf 8,8 Prozent. Die SED-Nachfolgepartei, bis vor kurzem letzter Zufluchtsort einiger Überzeugungs-Ossis und DDR-Nostalgiker, wirkt plötzlich irgendwie sexy. „Die Reichinnek“, so fühlen viele Jungwähler, die traut sich was: „Leistet Widerstand gegen den Faschismus im Land“, rief sie vom Rednerpult ins Parlament, „Auf die Barrikaden!“. Und plötzlich war Bundestag für einen Moment Reichstag, Clara Zetkin hatte eine junge Wiedergängerin gefunden.

Je konfliktträchtiger und extremer, je angriffslustiger und radikaler formuliert wird, desto größer die messbare Resonanz und auch der Gewinn an Zustimmung nicht nur im Netz. Die Abkehr von traditionellen Rollenbildern mit dem Mythos „Mutter“ im Mittelpunkt entlässt junge Frauen aus einer geschichtlich weit zurückreichenden Rolle als Stifterinnen von Frieden, Versöhnung – und Liebe. Heidi Reichinnek, eigentlich aufgewachsen in einem systemkritischen, evangelischen Elternhaus in Merseburg, hat sich folgerichtig entschieden, ihre religiösen Bindungen zu kappen. Gerade ist sie aus der Kirche ausgetreten. Und es bleibt abzuwarten, ob die öffentlichkeitswirksame scharfe Polemik sowie der eindeutig feststellbare und ungekünstelte unbändige Hass der „zornigen jungen Frauen“ auf den politischen Gegner den Boden für eine neue RAF bereiten wird.

Der Autor ist mehrfach ausgezeichnete Kulturjournalist und -manager.

TAGESPOSTING



Warum wir Tabus brauchen

VON BERNHARD MEUSER

Ich liebe Tabus! Das habe ich mit Sigmund Freud und meiner seligen Oma gemeinsam, die unwiederbringlich in meine frühe Sozialisationsgeschichte hineingehört. Oma hob gelegentlich den Zeigefinger und sagte dem kleinen Bernhard: „Das tut man nicht ...!“ Ich weiß schon – Heidegger hat das „Man“ kritisiert („Als Man lebe ich immer schon unter der unauffälligen Herrschaft der Andern ... Jeder ist der Andere und keiner er selbst“), aber da halte ich es doch lieber mit meiner Oma, unter deren sanfter Herrschaft ich gerne und auskömmlich lebte.

Wenn Oma sagte: „Das tut man nicht“, was meinte sie damit? Dass man – um nur ein Beispiel zu nennen – mit schmutzigen Schuhen nicht die Wohnung betritt. Sie hätte mir dafür gewiss eine Fülle rationaler Gründe benennen können. Das Wörtchen „Man“ genügte, um mir ein Tabu und mit dem Tabu einen lebenslangen Automatismus einzupflanzen, für den mir heute noch meine Frau dankbar ist: Ich betrete die Wohnung und ziehe (ohne auch nur eine Sekunde darüber nachzudenken) die Schuhe aus. Immer.

Sigmund Freud ist dem Tabu nachgegangen und hat herausgefunden, dass es aus dem Polynesischen kommt: „Einerseits bedeutet es heilig, geweiht; andererseits bedeutet es unheimlich, gefährlich, verboten und unrein.“ Missgünstige und ungehobelte Menschen würden meiner Frau nachsagen, der Teppichfußboden sei ihr heilig und es sei tatsächlich gefährlich, ihre Verbote zu übertreten und mit unreinen Straßenschuhen das Wohnzimmer zu betreten. Mag sein, dass da etwas dran ist. Es gibt aber noch ganz andere Dinge, bei denen man dem lieben Gott dankbar ist, dass er das Tabu erfunden hat. In diesen Tagen wurde ich pausenlos mit Nachrichten vom Christopher Street Day in Berlin gefüttert und musste mir pathetische Kommentare über den Menschheitsfortschritt anhören, die nicht recht zu der exhibitionistischen Präsentation von Männerärschen und züngelnden Zungen passen wollten. Oma hätte gesagt: „Das tut man nicht!“ Und sie hätte damit das gesamte Spektakel gemeint, angefangen bei den unzüchtigen Handlungen auf der neumodischen Prozession, über die treudoofen Reporter, bis zum schaulustigen Publikum. Sie hätte vielleicht nicht recht gewusst, warum. Aber sie wäre sich todsicher gewesen: „Das tut man nicht!“

Ich hätte ihr etwas auf die Sprünge helfen können, aber selbst mir bleibt es rätselhaft, was Hunderttausende dazu treibt, sich das öffentlich anzuschauen, wozu man sich vor zwanzig Jahren noch in die Büsche an dunklen Autobahnraststätten begeben musste. Haben wir es mit dem Nationalfeiertag der Gaffer und Spanner zu tun? Bevor es Gesetze, Normen und moralische Gebote gab, gab es ungeschriebene No-Gos. Von ihnen sagt Freud in „Das Unbehagen in der Kultur“: „Die Tabuvorschriften waren das erste Recht.“ Die Kategorie „Tabu“ spielte im evolutiven Repertoire der Menschheit eine tragende Rolle und man brauchte lange, um ihre Schutzmacht rational einzuholen. Wenn das vor allem in Berlin aber auch anderswo neu sein sollte: Das Tabu der sexuellen Scham des Menschen ist das der Biologie eingeschriebene Humanum, das ihn vom Tier fundamental unterscheidet.



Der Autor ist Initiator des katholischen Jugendkatechismus YOUCAT Foto: privat

Die Wiederkehr eines Meisterwerks

Nach einer umfassenden Restaurierung ist Fra Angelicos frühes Werk „Die Kreuzigung“ im Dominikanerkloster von Fiesole wieder für die Öffentlichkeit zugänglich **VON JOSÉ GARCÍA**

Nach Jahrhunderten im Verborgenen ist eines der frühesten Fresken des heiligen Fra Angelico (1395–1455) – „Die Kreuzigung“ im Kapitelsaal des Dominikanerklosters San Domenico in Fiesole – restauriert und wieder zugänglich. Ein interdisziplinäres Team ermöglichte die aufwendige Wiederherstellung des rund 600 Jahre alten Kunstwerks, das als seltenes Beispiel der Frühzeit des Renaissance-Meisters gilt.

Ein Fresko, das „Zuneigung“ brauchte

Das Fresko, datiert auf etwa 1420, entstand zu Beginn von Fra Angelicos monastischem Leben in San Domenico und gilt als eines seiner frühesten monumentalen Werke, das vor seinem bekannteren Zyklus in San Marco entstand. Es zeigt den gekreuzigten Christus vor einem tiefblauen Hintergrund, und war in seiner Schlichtheit und geistigen Konzentration ursprünglich für das stille Nachdenken der Ordensbrüder gedacht, fernab öffentlicher Augen hoch über dem Boden des Kapitelsaals. Dort blieb es über Jahrhunderte unbeachtet.

Im Jahr 1566 wurde das Werk überfüncht – vermutlich aus hygienischen oder stilistischen Gründen. Erst 1881 wurde es unter der Leitung des damaligen Priors wieder freigelegt, dabei jedoch beschädigt. Der untere Bereich, einschließlich der Füße Jesu, ging durch eindringendes Wasser verloren. Weitere Restaurierungen folgten 1955, zuletzt zur großen Angelico-Ausstellung in Florenz anlässlich seines 500. Todestags. Dennoch blieb das Werk unvollständig, stellenweise geschwärzt, mit bröckelndem Putz und großflächigem Pigmentverlust. 2023 wurde das Fresko durch eine Initiative der italienisch-US-amerikanischen Gruppe „Bottega Belacqua“ erneut ins Licht gerückt. Nach einem



Das Fresko „Die Kreuzigung“, eines der frühesten Werke Fra Angelicos, war jahrhundertlang verborgen. Foto: The Florentine/artnet

Besuch im Kloster und Kontakt zur Stiftung „Friends of Florence“ wurde die Finanzierung gesichert. Ein Restaurierungsteam unter der Leitung von Cristiana Conti und Alessandra Popple konnte die Arbeiten aufnehmen.

„Es war, als hätte das Fresko Zuwendung gebraucht“, sagt Steven Woloshin von Bottega Belacqua. Die Gruppe nannte ihr Engagement einen „unwahrscheinlichen Traum“, der in Erfüllung ging. Die Restauratorinnen fanden das Werk strukturell stabil vor, jedoch mit

erheblichen Schäden. Sie reinigten nur die weniger empfindlichen Partien, fixierten den lockeren Putz und nahmen minimale, aber entscheidende Retuschen vor, wobei sie überraschende Details entdeckten: neun Malphasen, Vorzeichnungen in Rötel, Pouncing-Spuren und Goldverzierungen an Heiligenscheinen. Die markante Neigung des Kopfes Christi nach unten – ungewöhnlich perspektivisch – findet sich sonst lediglich in einem weiteren Werk Fra Angelicos, in einer Zelle des Klosters San Marco, die sich jedoch in einem schlechten Erhaltungszustand befindet.

Obwohl Angelico, der auch Schutzpatron der christlichen Künstler ist, heute vor allem durch seine Arbeiten in San Marco bekannt ist, war San Domenico sein ursprüngliches Kloster. Hier trat der 1982 von Papst Johannes Paul II. Heiliggesprochene um 1420 in den Dominikanerorden ein, lebte dort viele Jahre und kehrte 1450 als Prior zurück. Einige seiner Werke aus dieser Zeit wurden während der napoleonischen Besetzung beschlagnahmt. Die „Krönung der Jungfrau Maria“ befindet sich heute im Louvre, eine weitere „Madonna mit Kind und Heiligen“ in der Eremitage in St. Petersburg.

Der Konvent dient heute als Krankenstation für ältere Dominikaner. Acht von ihnen leben dort unter der Obhut von Sakristan Pietro Guida. Der Raum, in dem die Kreuzigung hängt, blieb bis zur jüngsten Restaurierung für die Öffentlichkeit weitgehend unzugänglich. „Wenn Besucher klopfen, ließ ich sie manchmal hinein“, erzählt Guida.

Ab September in Florenz zu sehen

Der Kunsthistoriker Carl Strehlke, Kurator der kommenden Ausstellung „Beato Angelico“ im Palazzo Strozzi und im Museo di San Marco, stand während

der Restaurierung selbst auf dem Gerüst. „Es ist ein Meisterwerk – eigentlich eine Wiederentdeckung. Jeder wusste, dass es da ist, aber niemand hatte es wirklich angesehen.“

Am 26. September soll die Ausstellung, die mehr als 100 Werke Fra Angelicos zeigen wird, eröffnet werden und bis Januar 2026 zu sehen sein. Erstmals ist das Fresko aus Fiesole Teil eines offiziellen Rundgangs an seinen historischen Wirkungsstätten. Die Kombination aus musealem Großereignis und ortsgebundener Kunstbegegnung entspricht dem Geist des Dominikanermönchs, dessen Werke liturgische Funktion und spirituelle Tiefe verbinden. „Die Arbeit an einem Werk von Fra Angelico an genau dem Ort, an dem es geschaffen wurde, ist eine zutiefst bewegende Erfahrung“, sagt Restauratorin Alessandra Popple. Für Christiana Conti schafft „die Gelassenheit im Gesicht Christi, die Art und Weise, wie die Figur mit gesenktem Kopf dargestellt ist, ein Gefühl des Friedens, das über die materielle Welt hinausgeht.“ Und Simonetta Brandolini d’Adda, Präsidentin der Friends of Florence, ergänzt: „Wenn man vor dem Fresko steht, spürt man etwas von der Stille, der Würde und dem Gebet der Jahrhunderte. Das macht dieses Werk so kostbar.“

Ein neues Beleuchtungssystem und Informationsmaterial ermöglichen einem breiteren Publikum, diese stille Größe zu erleben. Doch trotz des zu erwartenden Andrangs, den das neu der Öffentlichkeit zugängliche Werk des großen Künstlers verständlicherweise auslösen wird, bleibt „Die Kreuzigung“ des Fra Angelico jedoch ein Werk, das für ein Leben jenseits des Spektakels – nämlich zur Betrachtung im Gebet – geschaffen wurde.

Der Autor ist promovierter Historiker und schreibt über kulturelle und kirchliche Themen.

NICHTS NEUES



Eine harmlose Jeans-Reklame mit der Schauspielerin Sidney Sweeney sorgt bei Dauerempörten für Schnappatmung – und lässt die Frage aufkommen, worauf man heutzutage noch „stolz“ sein darf.

VON DAVID ENGELS

Können Gene schön sein?



Im klimabewegten Deutschland scheint auch das Sommerloch spektakuläre Dimensionen anzunehmen; nur so ist zu erklären, dass eine ganze Republik sich über eine letztlich eher dümmliche Werbung der Jeans-Marke „American Eagle“ ereifert, deren Text – „Sydney Sweeney has great jeans“ – bewusst mit der Homophonie von „Jeans“ und „Genes“ (Gene) spielt und dieses Wortspiel in Verbindung mit dem Phänotyp der besagten, in der Tat durchaus attraktiven jungen Schauspielerin bringt.

Während die einen nun die üblichen Nazi-Assoziationen bemühen und hysterisch vor der Banalisierung von Arierwahn, „white supremacy“ und Rassenlehre warnen, spielt die andere Seite die Unschuld vom Lande und äußert das ebenso standardisierte „Das wird man doch wohl noch sagen dürfen“, da es ja nur um Jeans gehe oder eben den Stolz auf die eigene biologische Herkunft. Eigentlich sollte eine solche kindische Geschichte kaum mehr als ein paar Sekunden der Aufmerksamkeit erwachsener Menschen in Anspruch nehmen dürfen, zumal es gegenwärtig ja nicht an brennenden weltpolitischen Themen mangelt;

aber immerhin ist die Aufregung als Symptom einer grundsätzlichen zivilisatorischen Malaise nicht uninteressant, was den Begriff des Stolzes betrifft. Denn wo die einen vor ein paar Wochen den „Pride Month“ begangen haben, wurde bei den anderen der Stolzmonat ausgerufen, und beide Seiten sprechen der jeweils anderen letztlich das Recht ab, auf ihre Lieblingsidentität stolz sein zu dürfen. Pikanterweise haben beide Seiten irgendwie recht: Stolz auf die eigene sexuelle Orientierung, sei sie nun angeboren oder „ausgewählt“, ist Nonsense, und selbst Stolz auf den Mut dazu, sein Anderssein offen auszuleben, ist spätestens dann nicht mehr angebracht, wenn dieses Anderssein mitten im Mainstream angekommen ist. Stolz auf die eigene Nation hingegen macht nur dann Sinn, wenn damit Dankbarkeit gegenüber den Vorfahren für das jeweilige zivilisatorische Erbe gemeint ist oder die Zufriedenheit mit den eigenen Anstrengungen, dieses Erbe gewahrt und gemehrt zu haben. Geht es aber um eine wie auch immer geartete biologische Qualität – allen voran die berühmten Gene der ebenso berühm-

ten Sydney Sweeney –, so mag man vielleicht seine Zufriedenheit damit ausdrücken, einem ästhetischen Ideal zu entsprechen, das einem zudem noch optisch gefällt; deshalb aber auf sich selbst stolz zu sein – dafür gibt die Leistung, geboren worden zu sein, doch eher wenig Anlass. Freilich ist typisch, dass diese Unterscheidungen in unserer polarisierten Gesellschaft kaum noch verstanden werden, da jede Seite die Irrtümer der anderen und die Dämonisierung der eigenen Position mit einem „jetzt erst recht“ überzukompensieren trachtet. Eine echte Versöhnung ist wohl nur möglich, wenn endlich auch wieder Übereinstimmung darin besteht, auf was „Stolz“ sich legitimerweise richten kann. Nur, wenn Stolz die Freude am Eigenen ohne die Überhebung über das Andere bezeichnet und gleichzeitig mit der Dankbarkeit gegenüber allen jenen verknüpft ist, die diese Leistung möglich machten – allen voran Gott – mag es wieder möglich sein, wie Erwachsene miteinander zu sprechen.

Der Autor ist Altphilologe und Publizist.

Lebensbejahende Filme

Seit über 20 Jahren ermutigt das Filmstudio Kendrick Brothers mit seinen Filmen gerade Jugendliche zu familiärem Zusammenhalt und einer entschiedenen Nachfolge Christi. Folge zwei der Reihe „Junges Kino“ **VON MICHAEL K. HAGEBÖCK**

Ein Auge bleibt tränenleer, wenn Adam Mitchell an seine verstorbene Tochter denkt und im Kreis drehend davon träumt, sie auf ihrer nie stattgefundenen Hochzeit beim Tanz in den Armen zu wiegen. Tony Jordan verblüfft beim Rendezvous, als er die Avancen der attraktiven Begleiterin ausschlägt, während seine Frau Elizabeth im Gebet um ihre Ehe ringt. Es ist herzerreißend, wie Melissa sich just in dem Augenblick für ihr Kind entscheidet, da der Arzt mit der Abtreibung beginnen möchte.

Filme, die das Leben nicht beschönigen

Die Filme der Kendrick Brothers zeigen gebrochene Menschen. Sie leiden an Verlust, Verrat und Verbitterung, sind in Sünden verstrickt oder Opfer widriger Umstände. Selbst die den Protagonisten zur Seite gestellten Ratgeber bleiben von Schicksalsschlägen nicht verschont, doch gerade ihr Umgang mit Schwierigkeiten macht sie zu Vorbildern: Ein Firmeninhaber, der seinen einzigen Sohn bei einem Verkehrsunfall verlor, nimmt den Verursacher in seinen engsten Freundeskreis auf und Adoptiveltern sehen von ihren eigenen Bedürfnissen ab, als ihr Ziehsohn seine leibliche Mutter kennenlernt.

Ehe, Familie, Identität und christlicher Glaube sind in sämtlichen Filmen der Gebrüder Kendrick zentrale Themen. Professionell inszeniert bieten sie nicht nur spannende Unterhaltung, sondern erbauen, inspirieren und stärken die persönliche Beziehung zu Jesus Christus. Shannon, Alex und Stephen Kendrick wuchsen in Georgia auf und sind für die Sherwood Baptist Church in Albany tätig. Ihre Produktionen versuchen überkonfessionell auf die Frohbotschaft anzusprechen, ohne jedoch ihren evangelikalen Hintergrund zu verleugnen. Temperamentvolles Gebet und moderne Musik zeugen ebenso wie übergroße SUVs von einer nordamerikanischen Lebensweise. Trotzdem lassen sich die Kernaussagen der Geschichten leicht in den eigenen Kontext übertragen und sind auch für Katholiken zugänglich.

Das Erstlingswerk „Flywheel“ (2003) wurde mit einem Budget von nur 20000 Dollar gedreht und ist lediglich auf Englisch erhältlich. Jay Austin ist ein Gebrauchtwagenhändler, der seine Kunden skrupellos betrügt. Als er eines Tages mit den Folgen seiner Geschäftsmethoden konfrontiert wird, öffnet er sich dem Evangelium, bereut seine Taten und beginnt sein Leben von Grund auf zu ändern.

Bei „Facing the Giants“ (2006) geht es um den Trainer einer Highschool-Mannschaft, dessen berufliche Zukunft ebenso wie seine Ehe auf der Kippe steht. Der gemeinsame Kinderwunsch bleibt unerfüllt, notwendige Reparaturen am Haus sind unbezahlbar. Doch mit der inneren Umkehr stellt sich nicht nur sportlicher Erfolg, sondern auch das Familienglück ein. „Facing the Giants“ spielte zehn Millionen Dollar ein, seine beiden Nachfolger jeweils mehr als das Dreifache.

In „Fireproof“ (2008) steht Feuerwehrmann Caleb Holt (Kirk Cameron) kurz vor der Scheidung, denn obwohl er im Beruf den Helden spielt, ist er privat ein in seinen Trieben gefangener Egoist. Gemäß seinem Arbeitsethos („Lass Deinen Partner niemals zurück“) und mit Hilfe des Buches „40 Tage Liebe wagen“ stellt er sich einer fast anderthalb monatigen Challenge, seiner Frau jeden Tag aufs Neue seine Liebe zu beweisen. Wenngleich diese anfangs skeptisch ist, erkennt sie doch die Veränderung ihres Gatten, das Paar schenkt sich gegenseitig Vergebung und wächst in der



Die Brüder Stephen und Alex Kendrick begeistern mit ihren Filmen ein Millionenpublikum.

Foto: Imago/Sony Pictures

Liebe zu Christus. Der Ratgeber „40 Tage Liebe wagen“ wurde tatsächlich von den Kendrick Brothers geschrieben und ist im deutschen Buchhandel erhältlich.

Zwischenmenschliche Konflikte und charakterliche Reifung bilden die DNA sämtlicher hier vorgestellten Leinwandgeschichten. Niemals geht es nur um platte Bekehrung, sondern stets um eine nachhaltige Entscheidung, um Tugendstreben und darum, sein Leben in Ordnung zu bringen. Selten wird man so viel Ermutigung finden.

Bei „Courageous“ (2011)wiederum steht das Thema Vaterschaft in Vordergrund. Während vier Polizisten im Beruf ihren Mann stehen müssen, haben sie im Familienleben mit Anfechtungen zu kämpfen. Gerade weil sie täglich mit tragischen Schicksalen konfrontiert sind, beschließen sie, ihren Kindern geistliche Vorbilder zu sein. Bei „Courageous“ spielte Alex Kendrick das dritte Mal in einem mit seinen Geschwistern gedrehten Film die Hauptrolle, später fokussierte er sich in den gemeinsamen Werken auf seine Rolle als Regisseur, hatte allerdings Gastauftitte als Schauspieler in einer Fernsehserie und wurde für drei christliche Kinofilme engagiert: „Das verlorene Medaillon“ (2013), „Mom’s Night Out“ (2014) sowie „Like Arrows“ (2018).

„War Room“ (2015) ist der bislang größte Erfolg von Kendrick Brothers, denn er schaffte es, eine Woche lang auf Platz 1 der US-Kino-Charts zu stehen: Die Ehe von Elizabeth Jordan (Priscilla Shirer) und ihrem Mann Tony (T.C. Stallings) ist zerrüttet. Als die erfolgreiche Immobilienmaklerin auf die ältere Miss Clara (Karen Abercrombie) trifft, lernt sie in einem „Gebetszimmer“ (War Room) für ihre Familie zu kämpfen. In „War Room“ wird das Christsein als etwas Dynamisches und Erhebendes dargestellt: Wer glaubt, findet nicht nur Erlösung,

sondern auch Halt und Freude. In der Schluss-Sequenz nimmt Elizabeths Tochter an einem Double-Dutch-Wettbewerb teil. Eine Szene zeigt Jugendliche, die akrobatisch durch die Seile springen, simultan Saltos vollführen und komplexe Formationen hüpfen. Hierzu wurden neben den Kendrick-Kindern auch deren Freunde gecastet. Sportliche Einlagen wie diese, verleihen dem cineastischen Oeuvre der Geschwister Agilität.

Athletisch geht es auch bei „Overcomer“ (2019) zu. Nachdem sich seine Basketballmannschaft aufgelöst hat, trainiert Coach John Harrison (Alex Kendrick) ein Cross-Country-Team - allerdings besteht dieses nur aus einer Schülerin, die sowohl mit ihrer Vergangenheit als auch mit Asthma zu kämpfen hat. Nach einem Erstickungs-Anfall entdeckt sie im Krankenhaus durch einen Blinden ihre wahre Identität und findet ihren leiblichen Vater.

Tugendstreben anstatt platter Bekehrungen

Innerliche Zerrissenheit bei der Suche nach der eigenen Herkunft thematisiert auch „Lifemark“ (2022). David Colton (Raphael Ruggero) erfährt als Teenager, dass er adoptiert wurde. Nachdem seine leibliche Mutter Kontakt aufnimmt, beginnt für alle Beteiligten eine emotionale Achterbahnfahrt. Der Streifen basiert auf einer wahren Geschichte, setzt sich für den Lebensschutz ein und zeigt, dass es in jeder Situation einen Ausweg gibt. Rückblenden in die jungen Jahre der Eltern wirken durch KAI-gestütztes De-Aging beeindruckend authentisch. Eine aufwühlende, hoffnungsvolle und mitreißende Inszenierung.

Moderne Tricktechnik macht „The Forge“ (2024) zu einer Fortsetzung von „War Room“, denn Priscilla Shirer tritt sowohl als Cynthia Wright wie auch als

deren eineiiger Zwilling Elizabeth Jordan auf. Darüber hinaus sind Tony Jordan (T.C. Stallings) sowie die ältere Miss Clara (Karen Abercrombie) abermals zu sehen. Doch eigentlich geht es um Cynthias Sohn Isaiah, den wohl manche Eltern als Ebenbild ihres eigenen Kindes identifizieren: Er spielt stundenlang Computerspiele, ist unausgeschlafen und aufmüppig, unzuverlässig und treibt seine Mutter zur Verzweiflung. Immer wieder scheitert er auf der Suche nach einem Job, bis er einen Mentor findet.

Auch wenn viele ihrer Geschichten mit einer predigtartigen Zusammenfassung enden, machen die Kendricks großes Kino und haben den christlichen Film neu definiert. Alle drei Geschwister studierten an der Kennesaw State University, jeder ist verheiratet, hat sechs Kinder und lebt in fußläufiger Entfernung zu seinen Eltern. Die drei Schilde im Logo ihrer Produktionsfirma stehen für sie als Geschwister. Seit Jahren arbeiten sie mit „Affirm Films“ und „Provident Films“ zusammen, zwei Tochterfirmen von Sony, die auf vielfältige Weise christliche Medienschaffende im Marketing unterstützen. „Affirm Films“ produzierte beispielsweise „Soul Surfer“ (2011), „Den Himmel gibt’s echt“ (2016), „Bo und der Weihnachtsstern“ (2017) sowie „Paulus, der Apostel Christi“ (2018) ; von „Provident Films“ stammt unter anderem „October Baby“ (2012).

Trotz ihrer konservativen Gesinnung, halten sich die Kendricks aus politischen Debatten bewusst raus. „Wir denken nicht, dass der richtige Präsidentschaftskandidat die Antwort auf für die gesellschaftliche Krise ist“, erklärte Alex Kendrick und sein Bruder Stephen ergänzte: „Politik ist der Kultur nachgelagert. Wenn sich das Herz der Nation verändert, folgen die Politiker.“

Der Autor ist langjähriger Schulleiter und Vater von sieben Kindern.

PORTRÄT DER WOCHE



Karl Schlögel

VON MARC STEGHERR

Nach dem diesjährigen Josef-Pieper-Preisträger Bischof Robert Barron wird nun auch bei Karl Schlögel die Frage gestellt, ob er ein würdiger Preisträger sei. Der Osteuropahistoriker Schlögel, einer der profiliertesten Kenner Osteuropas, dem manche seine deutlichen Warnungen vor der aggressiven Expansions- und Machtpolitik Putins übel nehmen, wird am 19. Oktober in der Frankfurter Paulskirche den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels erhalten – und kaum ein anderer seines Faches wie Schlögel verkörpert, wenn es um Russland, die Ukraine, um Osteuropa geht, hohe Kenntnis, tiefes Verständnis und einen brillanten, lebendigen Schreibstil, der jedem Leser sofort vermittelt, dass hier jemand schreibt, dem seine Themen Anliegen, Leidenschaft sind. Schlögel, Jahrgang 1948, studierte an der Freien Universität Berlin unter anderem Osteuropäische Geschichte und Slawistik. Nach einer Professur an der Universität Konstanz baut er ab 1995 die Osteuropäische Geschichte an der Europa-Universität Viadrina als interdisziplinäres und kulturgeschichtlich orientiertes Fach mit auf.

Entlarver des „Putin-Kitsches“

Klar ist: Anteilnehmende Zeitgenossenschaft und objektive Geschichtswissenschaft bilden für Schlögel keinen Widerspruch. Mit „Die Mitte liegt ostwärts“ von 1985 öffnete er den Blick auf die weithin ausgeblendete Kultur Osteuropas. Seine großen Bücher über Stalins Moskauer Schauprozesse, die Petersburger Moderne, das russische Berlin der Zwischenkriegszeit und die Städteporträts Mittel- und Osteuropas, zuletzt von Kiew, Odessa, Lwiw und Charkow zeigen die Stadt als historischen Raum, den es zu lesen und zu dechiffrieren gilt. Mit Büchern wie „Das sowjetische Jahrhundert“ und „Der Duft der Imperien“ lieferte er Paradebeispiele anschaulicher Geschichtsschreibung.

Schlögel, der bis heute in Osteuropa viel unterwegs ist, ist kein Stubengelehrter. Er konfrontierte kremlnahe, realitätsferne Politiker wie Gregor Gysi und Sarah Wagenknecht in Talkshows kenntnisreich mit den blinden Flecken ihrer Russlandpolitik, mit dem, was er „Putin-Kitsch“ nennt. Die BSW-Politikerin Amira Mohamed Ali versuchte auf X, Schlögel als Kriegstreiber und unwürdigen Preisträger darzustellen – einen Mann, der vor der russischen Kriegsgefahr warnte, als viele Wladimir Putin noch für einen Partner des Westens hielten.

Gegen die russische Propaganda verteidigt Schlögel die Ukraine als Teil Europas: Ohne eine freie Ukraine könne es keinen Frieden in Europa geben. Karl Schlögels Werk belegt, welche Wirkung Wissenschaft im interessierten Lesepublikum haben kann. Man darf sich nur wünschen, dass sie diese Wirkung nicht erst mit großer Verspätung auch in der tatsächlichen Politik hätte.

Freiheit braucht das Recht auf Lüge

„Desinformation“ gilt als Gefahr für die Demokratie. Eine Streitschrift zeigt, dass das Gegenteil der Fall ist: Wenn Irren illegal wird, ist die offene, demokratische Gesellschaft am Ende **VON JAKOB RANKE**

Beginnen wir mit einer schlichten, aber fundamentalen Beobachtung: Wir Menschen irren uns. Ständig.“ Dieser Satz, ziemlich am Ende von „Desinformiere dich!“ zu lesen, ist ziemlich sicher, also quasi irrtumsfrei, richtig. Und er führt zu der provokanten Feststellung, dass Lüge ein Menschenrecht sei. Alles klar? Keine Sorge: Jakob Schirmmachers „Streitschrift“ ist eigentlich gar nicht verwirrend. Sondern eine zuweilen sogar etwas redundante, insgesamt aber doch ziemlich stringente Abhandlung zum immer häufiger durch den politischen Diskurs schwirrenden Begriff der „Desinformation“. Worum geht es?

Im Desinformationsdiskurs erblickt der Sohn des verstorbenen FAZ-Mitherausgebers Frank Schirmmacher eine Gefahr für die Meinungsfreiheit, die für die offene, demokratische Gesellschaft „schlechthin konstituierend“ ist, wie das Bundesverfassungsgericht es einmal formulierte. „Desinformation“, klärt das erste Kapitel sinnig auf, ist ein meist unterbestimmter, schwammiger Begriff, der allerdings ein reales Problem beschreibt: Desinformation kann irreführende oder falsche Information sein; Desinformation kann eine bewusste Täuschungsabsicht meinen; und drittens kann Desinformation solche Information sein, die schädliche Folgen für das Gemeinwesen hat. Darunter fallen in der Praxis so unterschiedliche Phänomene wie Werbung, Satire, Verschwörungstheorien oder der tatsächliche Einsatz von Social-Media-Bots durch ausländische Mächte mit dem Ziel, den öffentlichen Diskurs zu manipulieren. Wie Schirmmacher überzeugend darlegt, gibt es keine allgemein anerkannte Definition; vielmehr werden unterschiedliche Kombinationen der



Lügen ist moralisch falsch. Warum aber eine staatliche Kontrolle über Wahrheit und Falschheit die Freiheit untergräbt, zeigt Jakob Schirmmacher in seinem neuen Buch.

Foto: Imago/Zuma Press Wire

genannten Aspekte mit dem Begriff „Desinformation“ bezeichnet – ein Überbegriff, der, weil er neu klingt, ein „kraftvolles Narrativ“ liefert, das Handlungsbedarf suggeriert und so zunehmend als Rechtfertigung für Zensur herhält, wo eigentlich Vertrauen in die Kraft des besseren Arguments gefordert wäre.

Bewusste Täuschung, weiß Schirmmacher, gab es schon immer. Zum Beispiel habe Papst Urban II. „dramatische Schilderungen über Gräueltaten“ benutzt, um „die christliche Welt gegen vermeintlich barbarische Feinde zu vereinen“ und zum Kreuzzug zu motivieren. Im Kalten Krieg sei mit

Desinformation noch so etwas wie die Aktivität eines gezielte Falschmeldungen verbreitenden Geheimdienstes gemeint gewesen. Der heutige Desinformationsdiskurs beginne 2016 mit dem Brexit und der Wahl Trumps. Plötzlich sei damit „praktisch jedes unerwünschte Narrativ“ gemeint, „ob staatlich gesteuert oder aus einer wütenden Facebook-Gruppe stammend“. Mit der begrifflichen Entgrenzung habe sich eine gesellschaftliche Elite letztlich immunisieren wollen: Da diese nicht mit Selbstkritik auf die überraschende Abwahl linksliberaler Paradigmen reagieren wollte, unterstellte sie, dass die fehlgeleiteten Wähler nicht

rational zu ihrer Entscheidung gekommen, sondern „Opfer dunkler Mächtschaften“ geworden seien: ein klassischer, denkfauler Sündenbock-Mechanismus.

Mit der Covid-Pandemie sei schließlich aus der intellektuellen Ausflucht ein politisches Programm geworden. „Erst jetzt formte sich ein fast weltweiter Konsens, dass man dem Informationsraum Zügel anlegen müsse, weil Menschenleben auf dem Spiel stehen“ – Stichwort „Infodemie“. Seither, so legt Schirmmacher dar, hätten Regierungen weltweit Gesetze und Richtlinien in Kraft gesetzt, „die vom Löschen bloßer Desinformation bis zur strafrechtlich relevanten Verfolgung reichten“. Heute beschränke ein „Zensur-Industrie-Komplex“ die öffentliche Meinungsbildung auch in Deutschland durch die Einsetzung halbstaatlicher Wächterorganisationen („Trusted Flagger“, „Faktenchecks“) auf Basis gesetzlicher Vorgaben (in Deutschland etwa der europäischen „DSA“) und in Zusammenarbeit mit Techkonzernen, die in vorausseilendem Gehorsam die Debatten (etwa durch „Shadowbanning“) subtil lenkten. Obwohl Schirmmacher kein Feuerwerk an akribisch recherchierten Beispielen abbrennt, wird gerade am Beispiel der Debatte in Zeiten des Coronavirus durchaus anschaulich, dass das panische Einwirken auf entgleitende Diskurse tatsächlich das Gegenteil des Gewollten bewirkte: Vertrauen in „verlässliche“ Information öffentlich-rechtlicher Medien ging verloren, weil einst als „Verschwörungstheorien“ von offizieller Seite abqualifizierte Kritik sich am Ende als äußerst berechtigt herausstellte und die Machtinteressen durchsichtig waren.

Menschen irren sich. Diskurskontrolle ist langfristig eine gefährliche Illusion.

„Desinformiere dich!“ ist damit auch „nur“ eine aktuelle Anwendung einer zeitlosen liberalen, maktkritischen Perspektive auf die Wahrheitsfrage – für Christen durchaus provokanter Stoff, über den nachzudenken sich lohnt. Wahrheit, schreibt Schirmmacher, „ist keine Konstante, sondern ein Prozess. Sie entsteht im Streit, im zeitweiligen Irrtum. Ohne den Raum für Fehler, für bewusste Provokation, für absurde Thesen und irrige Annahmen kann sich Erkenntnis nicht entfalten. Der Versuch, Desinformation zu verbieten, ist deshalb kein harmloser Ordnungsruf, sondern ein epistemischer Kahlschlag.“ Gerade weil man in einer Demokratie lebe, dürfe man nicht der Idee verfallen, dass es eine finale Instanz der Wahrheit geben könne. Das Wahrheitsministerium, das drohe, Realpolitik zu werden, sei eine totalitäre Dystopie.

Klingt das nach Pontius Pilatus? Natürlich ist die Wahrheit selbst, Jesus Christus, eine „Konstante“. Vielleicht hilft der Gedanke, dass sich trotzdem auch die Kirche zur Religionsfreiheit bekennt. Obwohl die letzte Wahrheit offenbart wurde, ist es entscheidend, sie nicht aufgezwungen zu bekommen. Im Politischen ist es nicht anders. Schirmmacher zitiert Karl Popper: „Eine These, die nicht widerlegt werden kann, ist wertlos für den Erkenntnisfortschritt. Warum also sollte ausgerechnet der Staat oder eine andere Institution das Recht haben, einzelne Äußerungen aus dem Diskurs zu verbannen, nur weil sie für falsch befunden werden?“

Jakob Schirmmacher: Desinformiere dich! Eine Streitschrift: Eigenverlag, 2025, 157 Seiten, Taschenbuch, EUR 17,95

Eine fantastische Superhelden-Familie

Der Marvel-Superheldenfilm „The Fantastic Four: First Steps“ überrascht mit starken Charakteren und Pro-Life-Botschaft **VON NORBERT FINK**

Seit ihrem Comic-Debüt im Jahr 1961 gelten die „Fantastic Four“ als Marvels erste Superheldenfamilie. Als erstes Team, das Marvel-Mitbegründer Stan Lee gemeinsam mit dem legendären Zeichner Jack Kirby erschuf, bilden sie seit Anfang der 1960er-Jahre neben den „Avengers“ und den „X-Men“ das erzählerische Fundament des Marvel-Comic-Universums.

Während ihr Einfluss sowohl die Popkultur als auch die Comicwelt prägte und bis heute bestimmt, verlief der bisherige Weg der „Fantastic Four“ auf der großen Kinoleinwand eher holprig. Die erste Verfilmung von 1994 erblickte nie das Licht der Welt und wurde zu einer skurrilen Fußnote der Filmgeschichte. Die beiden darauffolgenden Kinofilme von 2005 und 2007 haben sowohl erzählerisch als auch inszenatorisch enttäuscht. Auch die düstere Neuauflage von 2015 scheiterte krachend an den Kinokassen. Nun haben die Marvel Studios mit „The Fantastic Four: First Steps“ erneut einen Versuch unternommen, das Superhelden-Team so zu inszenieren, wie es seinem Status endlich gebührt. Die Voraussetzungen dafür scheinen vielversprechend zu sein: eine spielfreudige und namhafte Besetzung, eine Retro-Ästhetik im Sechzigerjahre-Look und das erklärte Ziel, nicht erneut in die Fallstricke der vorherigen Adaptionen zu tappen. Dabei hat es insge-

samt 17 Jahre und 37 Filme gedauert, bis die „Fantastic Four“ mit dem neuesten Marvel-Abenteuer nun endlich offiziell Teil des großen Marvel Cinematic Universe (MCU) geworden sind.

„The Fantastic Four: First Steps“ markiert somit die ersten Schritte des kompletten Fantastic-Four-Teams im MCU. Dieses besteht aus dem Wissenschaftler Reed Richards/Mr. Fantastic (Pedro Pascal), seiner Ehefrau Sue Storm/Die Unsichtbare (Vanessa Kirby), ihrem Bruder Johnny Storm/Die menschliche Fackel (Joseph Quinn) und dem gemeinsamen Freund Ben Grimm/Das Ding (Ebon Moss-Bachrach), die sich als Familie ihrer bisher größten Herausforderung stellen müssen, nachdem das Quartett vier Jahre zuvor im Weltall einer kosmischen Strahlung ausgesetzt wurde, wodurch jeder von ihnen Mutationen herausbildete und unterschiedliche überirdische Kräfte entwickelt hat. Vor dem Hintergrund einer retrofuturistischen Welt, in einem Paralleluniversum auf der Erde-828, sind die „Fantastic Four“ gezwungen, ihre Rollen als gefeierte Superhelden mit der Stärke ihres Familienzusammenhalts in Einklang zu bringen. Zudem müssen sie als Beschützer der Erde ihre Welt vor einem gefährlichen Weltenzerstörer, einer Entität namens Galactus (Ralph Ineson), und sei-

ner rätselhaften Gehilfin, dem Silver Surfer Shalla-Bal (Julia Garner), retten.

Im eigenen „Fantastic Four“-Universum existieren keine „Avengers“ und damit kein MCU-Ballast. Man muss auch nicht ein Dutzend Disney/Marvel-Serien zuvor gesehen haben, um der Handlung des Films zu folgen. Selbst auf eine ausführliche Origin-Story hat Regisseur Matt Shakman („WandaVision“) verzichtet, da die Hintergrundgeschichte des Quartetts

effizient und kurz via TV-Rückblenden abgehandelt wird. Der Film beginnt damit, dass Reed Richards und Sue Storm nach langem Kinderwunsch erfahren, dass sie ein Kind erwarten. In einer beeindruckenden Szene nutzt Sue ihre Kräfte, um das Kind in ihrem Leib sichtbar zu machen – ein zutiefst menschlicher und emotionaler Moment.

Ihr ungeborenes Baby wird im weiteren Verlauf der Geschichte zum zentralen

Dreh- und Angelpunkt, als die junge Familie vor eine extreme Entscheidung gestellt wird: Der übermächtige Galactus droht den „Fantastic Four“ damit, ihre Welt zu vernichten, gleichzeitig bietet er ihnen jedoch auch an, sie verschonen zu wollen, wenn Reed und Sue ihm ihr ungeborenes Kind opfern. Das Paar lehnt ohne Zögern ab und legt damit auch ein klares Bekenntnis zum Schutz des ungeborenen Lebens ab. So ein positives Statement zum Wert des Lebens und der Familie in einem Hollywood-Blockbuster zu sehen, überrascht und macht Hoffnung.

Mit einer gelungenen Mischung aus einem farbenfrohen retrofuturistischen 1960er-Stil, mitreißender Action, einer spannenden Geschichte mit moralischer Fallhöhe, cleverem Humor und emotionaler Tiefe gelingt es „The Fantastic Four: First Steps“, sich mit neuen Ansätzen von der üblichen MCU-Formel abzuheben, die alten „Fantastic Four“-Figuren neu zu definieren und das alles mit einem fantastischen Erfolg, der große Vorfreude auf die nächsten Schritte der Superhelden macht, welche wir in „Avengers: Domsday“ (2026) wiederschen werden.

Der Rezensent ist Pfarrer im Erzbistum Köln und schreibt über popkulturelle Themen.



Zwei Superheldeneltern, die ihr Kind gegen das Böse verteidigen: Susan Storm (Vanessa Kirby) und Reed Richards (Pedro Pascal)

Foto: Imago/Landmark Media

Im Atelier des Glaubens

Wie der eigene Lebensentwurf zum Aufhänger für ein erfülltes Leben mit Gott wird **VON MARGARETE STRAUSS**

Ich will mein Leben nicht einfach leben – ich will es entwerfen.“ Ein Satz, der leise aufbricht jene Trägheit, die viele junge Menschen empfinden, wenn sie sich mit Fragen nach Sinn, Glauben oder Zukunft beschäftigen. Dieses Motto eines bewussten Lebenswandels schlägt sich auf innovative Weise literarisch nieder in dem im Frühjahr erschienenen Glaubensbuch „Mein Lebensentwurf“ von Alexander Krylov und Francisco Javier del Rio Blay. Dort wird gleich zu Anfang klargestellt: „In diesem Buch bist du nicht nur Leser, sondern auch Mitautor!“

Wer es aufschlägt, bekommt kein fertiges Dogma vorgesetzt, keine monologische Predigt in gebundener Form. Stattdessen begegnet man einem Mosaik aus Stimmen, Erfahrungen, Übungen und Denkanstößen – sorgfältig zusammengesetzt zu einem Bauplan für das eigene Leben. „Mein Lebensentwurf“ ist ein Atelier. Und die Werkzeuge, die darin bereitliegen, sind so vielfältig wie die Lebensrealitäten seiner Leser. Es lädt in zwölf Modulen insbesondere jugendliche Leser ein, entweder in Gruppen- oder Einzelarbeit ihren ganz persönlichen Entwurf für Leben und Glauben zu skizzieren. Der Inhalt des Buchs wurde in Glaubenskursen und in der Firmvorbereitung bereits erprobt.

Einzigartig ist überdies die internationale Beteiligung: Es entstand durch Mitwirkung von 46 Geistlichen und Prominenten aus 26 Ländern – 33 Bischöfe, darunter 12 Kardinäle, sowie Theologen und Journalisten aus London, Paris, New York, San Francisco, Berlin, Tokio und Kapstadt. Der gesamte repräsentierte Erdkreis ermöglicht, Glauben als globales Phänomen zu erfahren und einen Brückenschlag zu wagen zwischen lokaler Kirchengemeinde und weltweiter Religionslandschaft. Als Patron des Werks – so entnimmt man der gleichnamigen Website – gilt Carlo Acutis. Die Autoren sind überzeugt: „Er kann uns helfen, im Glauben zu wachsen und einen christlichen Lebensentwurf zu gestalten.“ Im Zentrum steht die Frage: Wer bin ich und wie verhalte ich mich in Beziehung zu mir selbst und anderen?

Vor dem Hintergrund moderner Identitätsdebatten loten die Module „Ich“, „Meine Beziehungen“, „Meine Vorbilder“ und „Mein Glaube“ aus, wie christliche Anthropologie und zeitgenössische Ich-Psychologie in Einklang gebracht werden können. Insbesondere



Ganz neue Perspektiven gewinnen Menschen, wenn sie Vorbilder in der katholischen Kirche finden. Die Aufnahme entstand am 30. Juli während der Generalaudienz auf dem Petersplatz in Rom. Foto: Stefano Costantino/Imago images

in den ersten Modulen kann man implizit entwicklungspsychologische Querverweise entdecken, wenn es um Empathie und Einfühlungsvermögen geht, aber auch um Identität und Moralentwicklung. Weitere Schwerpunkte des Glaubensbuchs sind der Themenkomplex „Welt und Kirche“ (Unsere Welt, Unsere Kirche, Unsere Stolperpunkte, Unsere Stützpunkte) und „Zukunft“ (Meine Berufung, Meine Familie, Mein Lebensbegleiter, Mein Lebensentwurf).

Diese anspruchsvollen Themen werden durch persönliche Impulse von Katholiken, zumeist Geistlichen, aus verschiedenen Kontinenten ergänzt – ein lebendiges Forum, das dem Leser das Gefühl gibt, Teil eines weltweiten Gesprächs zu sein. Anstelle trockener Lehrtexte setzt „Mein Lebensentwurf“ auf kreative Aufgaben, Reflexionsspiegel – zum Beispiel Glaubenspiegel, Beichtspiegel – und übersichtliche Grafiken. Diese Instrumente funktionieren wie Werkzeuge einer persönlichen

Werkstatt: Sie fördern zur Selbstreflexion heraus und fördern gleichzeitig die methodische Kompetenz. In einer Zeit, in der digitale Medien dominieren, sind analoge Reflexionsräume gerade für Jugendliche ein seltenes Gut.

Der Anhang „Mein Vermächtnis“ versammelt grundlegende Gebete und liturgische Navigatoren – eine gelungene Verbindung von Theorie und Praxis. Obwohl das Buch vor allem praktische Übungen und Reflexionsräume bie-

tet, hält es zugleich einen hermeneutischen Kompass bereit: Jeder inhaltliche Baustein wird durch gezielt ausgewählte Bibelstellen erschlossen – insgesamt über 50 –, die nicht nur als schmückende Zitate, sondern als Fenster zur göttlichen Offenbarung fungieren. So wird die Schrift für die Leser zur lebendigen Quelle, aus der sie ihre eigenen Lebensentwürfe schöpfen können.

Die abschließenden Kapitel („Meine Berufung“, „Meine Familie“, „Mein Lebensbegleiter“, „Mein Lebensentwurf“) richten den Fokus auf Zukunftsfragen. Stark praxisorientierte Impulse helfen, Stereotypen zu überwinden und Berufung nicht als Berufswahl allein, sondern als Haltung zum Leben zu verstehen. So wird die Balance zwischen persönlicher Freiheit und christlicher Gemeinschaft thematisiert. Didaktisch und visuell ist das Buch am Puls der Zeit: modernes Layout, klare Typografie und frische Illustrationen von Maria Boguslavskaya sprechen eine Generation an, die Ästhetik erwartet, aber den Tiefgang sucht. Die Sprache bleibt verständlich, ohne zu simplifizieren. Gerade in der Übergangsphase zwischen Schule, Studium und Berufsleben erweist sich dieses Glaubensbuch als flexibler Begleiter, der sich in Firmvorbereitungskurse ebenso integriert wie in familiäre Gesprächskreise. „Mein Lebensentwurf“ ist eine gelungene Symbiose aus Erzählkunst, theologischer Substanz und interaktiver Methodik. Es eröffnet einen Raum, in dem Glaube keine Theorie bleibt, sondern als lebendiger Entwurf erfahrbar wird. Wer bereit ist, sich selbst und seine Welt aus christlicher Perspektive neu zu entdecken, findet hier nicht nur Anregungen, sondern einen echten Begleiter – modern, global vernetzt und doch persönlich. Ganz wie der Patron des Projekts: „Carlo hat sein Leben ernst genommen – und gleichzeitig mit Freude gelebt. Er hatte Fragen, hat gesucht, gebetet, geliebt und geholfen. So soll auch dieses Buch sein: Eine Hilfe, deinen Weg mit Gott zu entdecken. Nicht mit fertigen Antworten – sondern mit echtem Interesse am Leben.“

Alexander N. Krylov, Francisco Javier del Rio Blay: Mein Lebensentwurf – Das Glaubensbuch, fe Medienverlag, Kißlegg 2025, 88 Seiten, btoschiert, EUR 12,–

Die Rezensentin ist promovierte Theologin und bloggt.

AUS DEN ZEITSCHRIFTEN



Welchen Einfluss hatten die visionären Erfahrungen von Adrienne von Speyr (1902–67) auf das theologische Werk von Hans Urs von Balthasar und wie sind diese Visionen zu bewerten? Diesen Fragen gehen die Theologin Lyra Pitstick und der Psychiatrieprofessor Richard Gallagher im **FORUM KATHOLISCHE THEOLOGIE** (2/2025 Schneider Druck Rothenburg/Tbr.) nach. In seiner Einführung bezeichnet Herausgeber Manfred Hauke den Einfluss der Mystikerin auf Balthasars Werk inhaltlich als gering. Ihr Beitrag bestehe in der Veranschaulichung seiner Gedanken. Innerhalb des vierzig Druckseiten umfassenden englischsprachigen Textes der beiden Autoren wird auch eine zuerst 1952 publizierte, ano-

nymisierte Fallstudie des Neuropsychiaters Jean Lhermitte abgedruckt, in der die Beziehung eines Beichtvaters zu einer Mystikerin beurteilt wird. Dieses Fallbeispiel hatte Lhermitte in ein Buch über echte und falsche Mystik aufgenommen. Er bescheinigte der Visionärin seinerzeit Hysterie. Die Autoren sind der Ansicht, dass es sich dabei um den Schweizer Theologen Balthasar und die verheiratete Ärztin von Speyr handelt. Hier stellt sich die Frage, ob Lhermitte sein Urteil auf eine Ferndiagnose stützte oder ob er Adrienne von Speyr untersuchen konnte. Im zweiten Fall wäre es dann möglich, dass diese Diagnose des katholischen Psychiaters und Experten für Besessenheit und Stigmatisierung auf einem Gutachten beruhte, das die Ordensleitung der Jesuiten bei ihm in Auftrag gegeben hat. Balthasar war 1950 aus dem Jesuitenorden ausgetreten, nachdem seine Oberen ihm die Gründung der Johannesgemeinschaft definitiv untersagt hatten, die er und Adrienne von Speyr als gemeinsamen Sendungsauftrag verstanden. Die Position der englischen Studie ist, dass weder eine pathologische Störung vorliege noch Besessenheit, sondern das übernatürliche Phänomen der „Täuschung durch Dämonen“. Zugleich wird aber auch Spiritismus diag-

nostiziert: „Die Parallelen zwischen ihren (des Paares) Arbeitsmethoden und denen der Spiritisten erfordern besondere Aufmerksamkeit. Zusammen mit anderen beunruhigenden, aber unwiderlegbaren Beweisen für einen präternaturalen (übernatürlichen) Einfluss sind diese so zahlreich, dass wir widerwillig, aber zuversichtlich zu dem Schluss kommen, dass das Paar unwissentlich Gegenstand einer spirituellen Illusion und Täuschung war.“ Da sowohl Lhermitte wie auch die beiden Autoren von Täuschung sprechen, wird davon insbesondere Balthasars Lehre vom Höllenabstieg betroffen, die Adrienne von Speyr visionär geschaut hat.

Manfred Hauke erwartet folglich eine neue Diskussion der „Theologie des Kar samstages“, in der es auch um die „Hoffnung auf die leere Hölle und eine dementsprechend konstruierte Trinitätslehre“ geht. Bezüglich der Theologie von Balthasars besteht weiterer Klärungsbedarf.

Gut und Böse in Tolkiens Trilogie „Der Herr der Ringe“ untersucht die Philosophin Ekaterina Poljakova in den **STIMMEN DER ZEIT** (7/2025 Verlag Herder Freiburg). Sie stellt das Epos unter Ideologieverdacht. Der Grund für die Popularität des Werkes sei gerade seine unkatholische

und unchristliche Auffassung von Gut und Böse: Lebewesen würden in seiner Trilogie eindeutig in gut und böse eingeteilt, Gutes tun heiße darin stets, dem Bösen Widerstand zu leisten. Darum gelte es, „die Bösen“ zu vernichten. Gut bedeute zumeist Vermeidung des Bösen.

Demgegenüber sei das Böse nach Augustinus und Thomas von Aquin „nur Abweichung vom Guten, sein Mangel“, auch „die Bösen“ gebe es nicht, sondern nur „bedauernswerte Menschen, die Gott nicht gehorchen und darum sich selbst schaden“. „Wenn die Macht des Bösen unwiderstehlich zu sein scheint, so ist dies nur Schwäche des Glaubens, die jedoch jeden Augenblick in Stärke umgewandelt werden kann – von Gott, dessen Wille darin besteht, dass alle gerettet werden.“ Die Verfasserin bestreitet die Haltung des endgültigen Nein. Wenn Kant demgegenüber vom „radikal Bösen“ spricht, steht er damit dem Neuen Testament näher als die Autorin. Im Neuen Testament wird das unzweideutige Nein gegenüber Gott klar bezeugt. Die Philosophin Hannah Arendt, selbst der Mordmaschinerie Hitlers entkommen, schreibt: „Als das Unmögliche möglich wurde, stellte sich heraus, dass es identisch ist mit dem unbestraften, unverzeihli-

chen radikal Bösen, das man weder verstehen noch erklären kann durch die bösen Motive.“

Aus dieser Erfahrung mit den totalitären Systemen des 20. Jahrhunderts heraus hat auch Arendts Zeitgenosse Tolkien sein Epos über die Macht des radikal Bösen und seine Überwindung auf der Basis der Tugendethik und der christlichen Erlösungsbotschaft geschrieben.

In der **HERDER KORRESPONDENZ SPEZIAL** (2025 Verlag Herder Freiburg) über „Jesus von Nazareth“ behauptet die Redaktion, dass Papst Benedikt XVI. die exegetische Methodendiskussion mit seinen drei Jesus-Büchern „qua lehramtlicher Autorität, die er letztlich doch in Anspruch nahm, erschwert“ habe. Dies wird im Beitrag des katholischen Bibelwissenschaftlers Ludger Schwiehorst-Schönberger richtiggestellt: Papst Benedikt halte die exegetische Methode für „unverzichtbar und mit dem Realismus der Inkarnation verbunden“. Zugleich aber müsse die Exegese lernen, „dass die positivistische Hermeneutik, von der sie ausgeht (...) eine bestimmte und historisch bedingte Form von Vernünftigkeit darstellt, die der Korrektur und der Ergänzung fähig und bedürftig ist.“ *Michael Karger*

Der Brückenbauer

Irenäus von Lyon zählt zu den Kirchenvätern und Kirchenlehrern. Warum Papst Leo besonderes Augenmerk auf ihn legt **VON CHRISTOPH MÜNCH**

Am 14. Juni 2025 hielt Papst Leo XIV. eine seiner zahlreichen Audienzen anlässlich der Feierlichkeiten zum Heiligen Jahr ab. Angesichts der hohen Temperaturen in Rom war die Veranstaltung mit rund 6 000 Pilgern kurzfristig vom Petersplatz in den Petersdom verlegt worden. In seiner Katechese kam der Papst auf einen prominenten Kirchenvater zu sprechen, der im zweiten nachchristlichen Jahrhundert gelebt hatte. In keiner anderen Ansprache und Predigt der ersten Wochen und Monate seines Pontifikates war Leo XIV. derart ausführlich auf einen Theologen dieser Zeit eingegangen. Was also machte Irenäus von Lyon so besonders?

Tatsächlich hatte sich bereits Papst Benedikt XVI. im Jahre 2007 anlässlich seiner Katechesereihe über die Kirchenväter mit diesem Mann beschäftigt und ihn als „herausragende Persönlichkeit“ sowie als einen „Mann des Glaubens und ein[en] Hirt“ bezeichnet. Grund dafür war die klare, kompromisslose und standhafte Auseinandersetzung des frühen Theologen mit verschiedenen Irrlehren, welche zur damaligen Zeit – im zweiten Jahrhundert – weit verbreitet waren.

Wenngleich die historischen Hintergründe seiner Biografie nicht sicher geklärt sind, wird vermutet, dass Irenäus zwischen den Jahren 135 und 140 nach Christus in Smyrna, dem heutigen Izmir in der Türkei, geboren wurde. Fest steht jedoch, dass er dort von Bischof Polykarp unterrichtet wurde, einem Schüler des Apostels Johannes. Die theologischen Anfänge des späteren Kirchenvaters Irenäus gingen folglich direkt auf die Apostel zurück. Das war ein Glaubensfundament, das ihn selbst vor Irrlehren schützte und dazu beitrug, dass seine Schriften Bedeutsamkeit bis in die Gegenwart erlangten. Historisch belegt ist überdies, dass er von Smyrna aus – vermutlich im Rahmen der christlichen Mission – als Presbyter nach Lyon kam; nachgewiesen ist sein Wirken dort ab dem Jahr 177 nach Christus. Der Christenverfolgung unter Mark Aurel entging er in Gallien nur knapp, da er zeitweilig nach Rom geschickt worden war. Nach seiner Rückkehr nach Lyon wurde er dort zum Bischof gewählt.

In seinem Wirken als Oberhaupt der Gemeinde von Lyon traf er auf die Irrlehre der „Gnosis“. Diese war aufgrund unterschiedlicher Strömungen inhaltlich schwer zu fassen, weshalb es lange dauerte, für all diese Spielarten der Gnosis eine gemeinsame Basis zu finden.



Irenäus von Lyon zählt zu den Kirchenvätern und wurde am 21. Januar 2022 von Papst Franziskus zum Kirchenlehrer ernannt. Foto: Imago/GODONG

Der Kirchenhistoriker Clemens Scholten umreißt die heutige Definition und ihre Entstehung wie folgt: „Um Klarheit in die bald historisch, bald systematisch gemeinten Begriffe zu bringen, hat 1966 das Messina-Kolloquium eine Sprachregelung vorgeschlagen, die trotz aller Bedenken sinnvoll ist:

Gnosis bezeichnet ein Wissen um göttliche Geheimnisse, das einer Elite vorbehalten ist.“ Oder mit den Worten Benedikt XVI. aus der genannten Katechese formuliert: Gnosis bezeichnet eine „Lehre, die behauptete, der in der Kirche gelehrt Glaube wäre nur eine Symbolik für die einfachen Leute, die schwie-

rige Dinge nicht zu verstehen vermögen: die Eingeweihten, die Intellektuellen hingegen – eben die „Gnostiker“, wie sie sich nannten – hätten verstanden, was hinter diesen Symbolen liege und hätten so ein elitäres, intellektualistisches Christentum geformt“.

Was nun hatte Irenäus als Bischof und frühchristlicher Theologe diesen Lehren entgegensetzen? Die Antwort lautet: wertvolle Schriften, in denen er sich mit dem christlichen Glauben auseinandersetzte, diesen in sprachlicher Klarheit ausgestaltete und damit gegen die Irrlehren verteidigte. Dabei kam ihm seine auf der Lehre der Apostel basierende Ausbildung bei Bischof Polykarp zugute. Irenäus, der über seinen Lehrer den Geist der Apostel gespürt hatte, gründete seine Theologie folglich auf die Evangelien. Inhaltlich orientierte er sich dabei am einfachen Sprachgebrauch der Lehre Jesu, den die Apostel im Anschluss an die Auferstehung bewahrt und weitergegeben hatten. Daher war für die Theologie des Irenäus nicht nur das Evangelium selbst Grundlage des christlichen Glaubens; angesichts der treuen apostolischen und bischöflichen Weitergabe dieses Erbes pochte Irenäus zudem auf ebendiese Sukzession der Bischöfe. Dies war für die Auseinandersetzung des Bischofs von Lyon mit der Gnosis von großer Bedeutung: Denn angesichts der auf die Apostel zurückgehenden Überlieferung des Evangeliums existierte „keine Geheimlehre hinter dem gemeinsamen Glaubensbekenntnis (Credo) der Kirche. Es gibt kein höheres Christentum für Intellektuelle. Der von der Kirche öffentlich bekannte Glaube ist der gemeinsame Glaube aller. Nur dieser Glaube ist apostolisch, kommt von den Aposteln, das heißt von Jesus und von Gott“ (Benedikt XVI.).

Allerdings verharrte diese Lehre nicht bei der richtigen Auslegung des Evangeliums. Sie hatte vielmehr auch Folgen für das Verständnis dessen, was die Struktur der jungen Kirche ausmachte. Auch dies bringt Benedikt XVI. klar auf den Punkt: „Wenn die Christen diesem öffentlich von den Aposteln ihren Nachfolgern übertragenen Glauben anhängen, müssen sie das befolgen, was die Bischöfe sagen, besonders müssen sie die Lehre der herausragenden und sehr alten Kirche von Rom beachten.“ Denn in ihr hatten die Apostelfürsten Petrus und Paulus gewirkt, deren Gräber von früh an in der Ewigen Stadt verehrt wurden.

Dem Denken der Gnostiker setzte Irenäus mit seinen Schriften eine klare Struktur entgegen, welche als Grundlage des noch heute gültigen Selbstverständnisses der katholischen Kirche angesehen werden kann. Denn das christliche Denken, welches unter dem Begriff der „apostolischen Tradition“ auf die Apostel und durch sie auf Jesus selbst zurückging, war folglich nicht einer Gruppe von Intellektuellen vorbehalten, sondern hatte einen öffentlichen Charakter; dieses Denken war nicht – wie die Lehre der Gnosis – in viele verschiedene Strömungen aufgesplittet, sondern ließ sich durch die Rückführung auf das Evangelium als eine einheitliche Lehre ansehen. Und führte man diese Lehre auf die Apostel zurück, so war sie in Anbetracht des Pfingstereignisses automatisch vom Heiligen Geist gewirkt.

Gemäß der im Großen oder Nizäno-Konstantinopolitanischen Glaubensbekenntnis des vierten Jahrhunderts ausformulierten und noch heute gültigen Kirchenattribute wurde die christliche Lehre somit von der „einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche“ treu bewahrt. Hierbei aber stand Irenäus Pate.

So wird deutlich, wie aktuell das theologische Denken dieses frühen Kirchenvaters ist. Daher verwundert es nicht, dass Papst Leo im Rahmen der genannten Audienz gerade auf diesen Bischof von Lyon zu sprechen kam. Denn: „Die lehramtlichen Spaltungen, auf die er in der Christengemeinde stieß, die internen Konflikte und die Verfolgung von außen entmutigten ihn nicht. Im Gegenteil, in einer zerrissenen Welt lernte er, besser nachzudenken, indem er die Aufmerksamkeit immer tiefer Jesus zuwandte. (...) Denn er erkannte, dass in Jesus das, was uns als Gegensatz erscheint, zu einer Einheit zusammengeführt wird“.

In seiner Ansprache zog der neue Papst zugleich eine Parallele zum Thema Migration, denn er sah in dem aus Smyrna gekommenen Irenäus einen Migranten, der für den christlichen Glauben in Europa Großes geleistet hatte; er sah in ihm einen wahren Brückenbauer und dadurch ein Vorbild für die Gegenwart: „Wie Irenäus von Lyon im zweiten Jahrhundert werden wir in allen unseren Städten wieder Brücken bauen, wo heute Mauern sind. Öffnen wir Türen, verbinden wir Welten, und dann wird es Hoffnung geben.“

Der Autor ist promovierter Religionspädagoge und arbeitet als katholischer Religionslehrer.

JUNGE FEDERN



Die Verleihung des Josef-Pieper-Preises an US-Bischof Robert Barron hat unseren Autor tief bewegt. Ein persönliches Zeugnis

VON CLEMENS HOLLENHORST-STEINBERG

Liebe die, die du bekehren willst



Auch Tage später bin ich noch völlig überwältigt von den Eindrücken. Vor Beginn der Veranstaltung gab es noch die Möglichkeit, sich mit anderen Teilnehmern auszutauschen. Spannend war, wie unterschiedlich die Wege der Menschen zu dieser Veranstaltung waren: Ein Teilnehmer hatte über seine Hausärztin davon erfahren. Das Tagungsprogramm erwies sich als nicht weniger spannend: Von den Briefwechseln Joseph Piepers mit Hans Urs von Balthasar über seine Kritik an den nachkonziliaren Entwicklungen in der Kirche bis hin zur Notwendigkeit der Inszenierung deckten die Redner ein breites Themenspektrum ab. Die Vorträge waren so interessant, dass ich gar nicht anders konnte, als die ganze Zeit zuzuhören. Die Redner verstanden es allesamt, ihre Vorträge mit teils beißender Ironie aufzulockern. Die Vorträge von Berthold Wald und Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz ließen einen manchmal erschauern, wenn es um den Zustand der Kirche nach dem II. Vati-

kanischen Konzil ging. Es war allerdings auch ermutigend, da sich mir zeigte: Früher war es teilweise noch schlimmer als heute. Bei Pater Karl Wallners Vortrag jagte ein prägnanter Satz den nächsten, so dass ich kaum alles mitschreiben konnte. Ein weiteres Highlight war der Austausch mit den anderen Teilnehmern. Es war einfach bereichernd, neben bekannten Gesichtern auch mit einigen Menschen ins Gespräch zu kommen, die man aus kirchlichen Medien kannte. Die Proteste gegen die Veranstaltung waren nur wenig Thema. Auch der Störer zu Beginn der Frageunde fiel nicht ins Gewicht. Die Runde erwies sich als ein eigener Höhepunkt: Die Fragen an Bischof Barron waren ebenso gut wie seine Antworten. Es wurde deutlich, dass dieser Mann einen tiefen Glauben in sich trägt, den er sich bewahrt, beispielsweise durch seine tägliche Stunde vor dem Allerheiligsten. Der für mich ikonischste Satz war seine Antwort auf die Frage, ob sein Medien-

apostolat nicht notwendigerweise zum Kulturkampf führe: „You can’t evangelize a society you don’t love!“ Wer wissen will, woher der Erfolg Bischof Barrons kommt, braucht sich nur diese Frageunde anschauen. Es zeigt: Es kommt eben auch auf denjenigen an, der die Inhalte verkündet. Seine Berichte von den Neuaufbrüchen in den anglo-amerikanischen Ländern waren eine wahre Ermutigung hinsichtlich des Zustandes der Kirche in Deutschland. Der Sonntag begann nicht weniger fulminant mit einem Pontifikalamt in der Überwasserkirche, bei dem neben Bischof Oster und Bischof Barron auch der Diözesanadministrator anwesend war. In meinen Augen ein sehr wichtiges Signal. Das lateinische Messordinarium wurde so kräftig mitgesungen, dass mir seine Schönheit die Tränen in die Augen trieb. Beim abschließenden Salve Regina merkte ich einmal mehr: Ich liebe es, katholisch zu sein! Die Preisverleihung im Priesterseminar rundete das Wochenen-

de ab. Laudator Bischof Oster redete schonungslos Klartext über die Kirche in Deutschland. Es tat so gut, solche Worte einmal von einem Bischof zu hören. Das einzige Manko: Es besteht die Gefahr, dass die vielen guten Worte in der „eigenen Blase“ verbleiben. Die Dankesrede von Bischof Barron wurde zu einem Vortrag, bei dem ich mir dachte: Der Mann bewegt sich theologisch in Sphären, die kein aktueller deutscher Professor erreicht. Die Kritik der Münsteraner Theologieprofessoren ist im Gegensatz dazu geradezu belanglos. Für mich war das gesamte Wochenende unfassbar bereichernd und ermutigend. Ich habe noch nie von einer Veranstaltung so viele Impulse mitgenommen wie von dieser.

Clemens Hollenhorst, 28, aktiv in missionarischen Gruppen, arbeitet als Sozialarbeiter und lebt mit seiner Frau im Ruhrgebiet.

Die Bombe

Die Zerstörung Hiroshimas und Nagasakis vor 80 Jahren zeigt nicht nur die todbringende Kraft der Atombombe, sondern auch die Lebensfeindlichkeit des nuklearen Prinzips als solchem **VON JOSEF BORDAT**

Es könnte möglich sein, in einer großen Masse Uran eine nukleare Kettenreaktion in Gang zu setzen, durch die gewaltige Mengen an Energie und große Mengen an neuen radiumähnlichen Elementen erzeugt würden. Mittlerweile scheint es fast sicher zu sein, dass dies in naher Zukunft erreicht werden könnte. Dieses neue Phänomen würde auch zum Bau von Bomben führen, und es ist denkbar – wenn auch weit weniger sicher –, dass auf diese Weise extrem starke Bomben gebaut werden können. Eine einzige Bombe dieser Art, die auf einem Schiff transportiert und in einem Hafen zur Explosion gebracht würde, könnte sehr wohl den gesamten Hafen und einen Teil des umliegenden Gebiets zerstören. Für den Transport auf dem Luftweg könnten sich solche Bomben jedoch als zu schwer erweisen.“ Dies schrieb Albert Einstein am 2. August 1939 an den US-Präsidenten Franklin Delano Roosevelt.

Das Schreiben ist auf Englisch abgefasst. Es sollte am Vorabend des Zweiten Weltkriegs auf die drohende Gefahr von Atombomben in den Händen der Nationalsozialisten aufmerksam machen. Es ist eine Ironie der Geschichte, dass es – fast auf den Tag genau – sechs Jahre später die USA waren, die die ersten Atombomben – sehr wohl „auf dem Luftweg“ – ins asiatische Zielgebiet bringen und über den japanischen Großstädten Hiroshima und Nagasaki abwerfen.

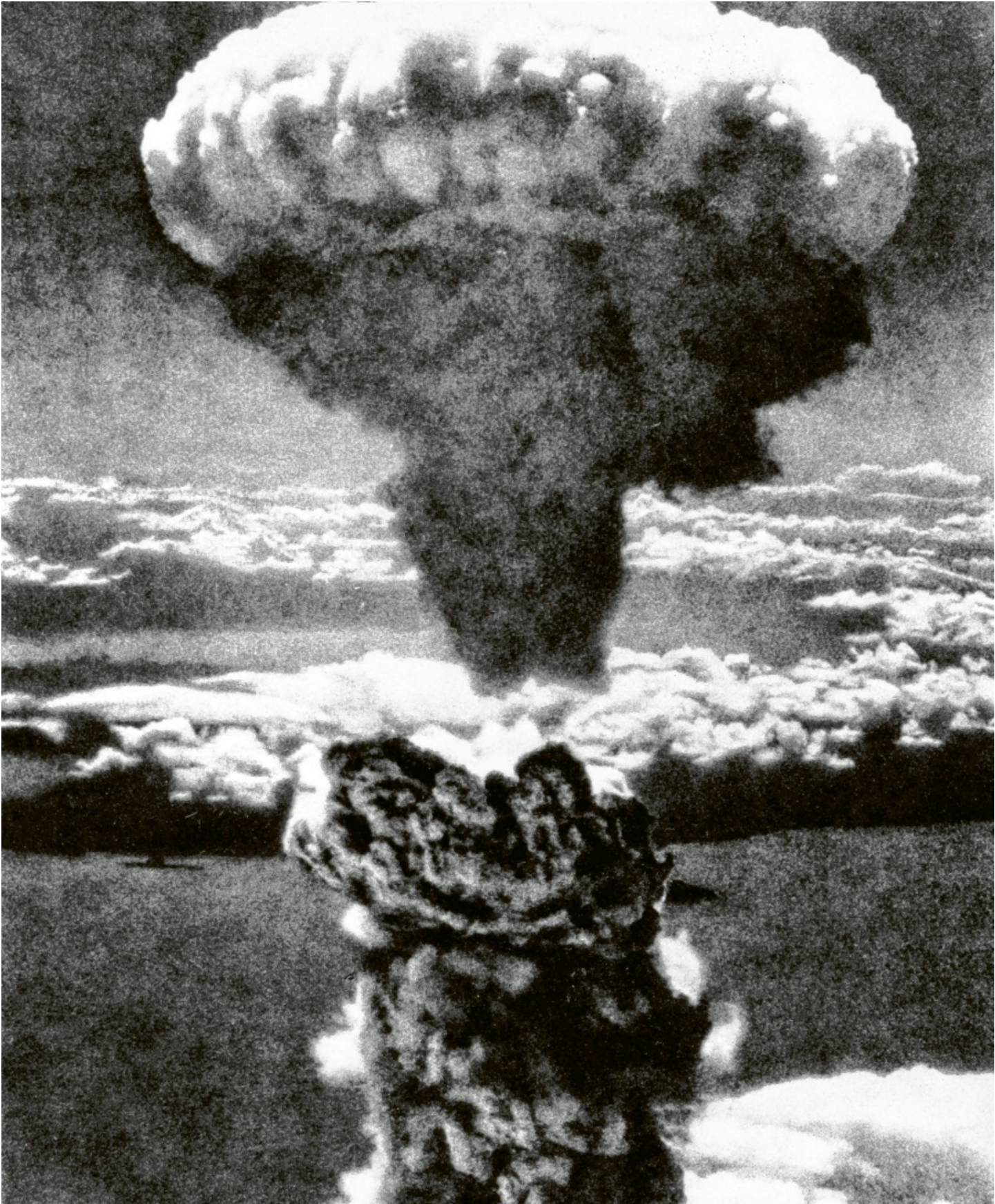
Über Hiroshima explodiert die Bombe am 6. August 1945 um 8.16 Uhr Ortszeit, über Nagasaki am 9. August 1945 um 11.02 Uhr Ortszeit. Dabei kamen insgesamt etwa 100 000 Menschen ums Leben, weitere Zehntausende starben in den folgenden Wochen und Monaten an den erlittenen Verletzungen. Die Zahl der Todesopfer wird mit mindestens 130 000 angegeben, die Schätzungen liegen – je nach Quelle – deutlich höher, es lassen sich Angaben bis zur doppelten Opferzahl finden. Berücksichtigt man zusätzlich die Spätfolgen der für Jahrzehnte stark radioaktiv belasteten Regionen, lässt sich die Gesamtzahl derer, die direkt oder mittelbar aufgrund der Atombombenabwürfe starben, kaum seriös schätzen.

Der Pazifist Einstein ist entsetzt

Als Albert Einstein vom Einsatz der Atombombe hört, ist er entsetzt und verschreibt sich fortan der Arbeit an einem gerechten Frieden. Am 21. März 1952 notiert er: „Ich bin Pazifist – aber nicht Pazifist um jeden Preis. Meine Anschauungen decken sich nahezu mit denen Gandhis. Aber gegen einen Mordversuch an mir oder gegen den Versuch, mir oder meinem Volk die Existenzmittel zu entziehen, würde ich mich, allein oder mit anderen zusammen, zur Wehr setzen. Darum war ich überzeugt, daß der Kampf gegen Hitler berechtigt und notwendig war: Denn hier handelte es sich um einen beispiellosen Versuch der Ausrottung ganzer Völker“, nachzulesen in „Über den Frieden. Weltordnung oder Weltuntergang?“ (1975).

Historiker streiten seit 80 Jahren über die Atombombenabwürfe und ihre Bedeutung. Haben sie Hunderttausenden amerikanischen und japanischen Soldaten und möglicherweise mehreren Millionen Zivilisten „das Leben gerettet“, weil eine Invasion Japans unnötig wurde? Oder war diese Invasion nie geplant und die Atombombenabwürfe lediglich eine Machtdemonstration der USA gegenüber dem bis dato Verbündeten, nunmehr aber neuen Gegner, der Sowjetunion, den Tod hunderttausender Zivilisten in Kauf nehmend?

Philosophen fragen noch grundsätzlicher. Kann man zwischen der militärischen und der zivilen Nutzung der Kernspaltung einen Zusammenhang herstellen, der über die wissenschaftliche Frage der physikalischen



Bis dahin unvorstellbare Zerstörungskraft: Atompilz über Nagasaki.

Foto: Imago/ UIG

Grundlagen und der technologischen Verwertung hinausgeht? Kann ein Konnex gesehen werden, der ethischer Art ist, also normative Schlüsse zulässt? Man kann. Der katholische Philosoph Robert Spaemann etwa hielt die Nutzung von Kernenergie für prinzipiell lebensfeindlich, da ihr Prinzip Zerstörung sei und ihr damit gleichsam der Tod konstitutiv innewohne: „Es ist nicht von ungefähr, dass die erste Nutzung der Kernenergie ein Massenmord war, der Massenmord an den Bewohnern von Hiroshima und Nagasaki“, so Spaemann in „Nach uns die Kernschmelze. Hybris im atomaren Zeitalter“ (2011). Die Entfesselung der Kernenergie in der Atombombe basiere auf dem „Unfriedlichen“ dieser Energieform überhaupt, die Rede von der „friedlichen Nutzung“ betrachtete Spaemann als „Augenwischerei“, um an der Lebensfeindlichkeit des nuklearen Prinzips vorbeisehen zu können.

Hiroshima und Nagasaki – die Namen der beiden Städte repräsentieren auch 80 Jahre danach den Schrecken der Bombe, in deren Schatten die Welt fortan steht. Die Tatsache, dass einige Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg beide ideologischen Lager des Kalten Krieges über hinreichend nukleares Potential verfügen, die Menschheit gleich mehrmals auszulöschen, lässt den Ost-West-Konflikt nicht zu einem Dritten Weltkrieg werden. Die schockierenden Bilder der völlig zerstörten Städte mögen das Ihre dazu beigetra-

gen haben, dass sich die Menschheit diesseits und jenseits des Eisernen Vorhangs den Einsatz von Atomwaffen verbat. Tatsächlich blieb es bis heute bei Hiroshima und Nagasaki, obwohl auch 80 Jahre danach weltweit rund 12 000 Atomsprengköpfe einsatzbereit sind.

Das Zeugnis des Paul Takashi Nagai

Was die beiden Städte eint, ist offensichtlich: das Schicksal totaler Vernichtung. Doch gibt es auch etwas, das sie trennt? In dem Buch „Ein Lied für Nagasaki“ (2016), einer Biografie des japanischen Radiologen Takashi Nagai, schreibt der Autor Paul Glynn über die großen Differenzen zwischen Hiroshima und Nagasaki in der Bewältigung der Katastrophe: „Hiroshima ist bitter, laut, hochpolitisch, linksgerichtet und antiamerikanisch. Sein Symbol könnte eine zornig geballte Faust sein. Nagasaki ist traurig, still, nachdenklich, unpolitisch und betend. Es wirft den Vereinigten Staaten nichts vor, sondern beklagt stattdessen die Sündhaftigkeit des Krieges, insbesondere des Atomkrieges. Sein Symbol: die zum Gebet gefalteten Hände“.

Dieser Umgang mit der nuklearen Katastrophe mag in Nagasaki auch einen Grund in der religiösen Tradition der Stadt haben, die seit Jahrhunderten vom Christentum geprägt ist. So wie auch Takashi Nagai, der nach Lektüre der

Schriften Blaise Pascals, die ihn als Naturwissenschaftler besonders angesprochen haben, zum katholischen Glauben fand und sich 1934 taufen ließ. Mit der Taufe wurde aus Takashi Paul – in ehrender Erinnerung an den Märtyrer und Heiligen Paul Miki aus dem 16. Jahrhundert. Paul Takashi Nagai bleibt auch in der schwärzesten Stunde seines Lebens, am 9. August 1945, dem Schicksalstag Nagasakis, geborgen in Gott. Bei dem Angriff stirbt seine Frau. Selbst schwer verletzt, hilft Nagai anderen Opfern – als Radiologe und als Christ. Er deutet den verheerenden Angriff auf seine Stadt später sogar als Opfer. Bis zu seinem Tod setzt der inzwischen bettlägerige Nagai sich für die Menschen in Nagasaki ein: im fürbittenden Gebet um Heilung der äußeren und inneren Wunden. Als er 1951 an den Folgen des Atombombenabwurfs stirbt, wird er von vielen seiner Zeitgenossen als Heiliger verehrt.

Es scheint, dass die Menschen in Nagasaki etwas hatten, was den Menschen in Hiroshima fehlte: die Kraft zur Versöhnung mit dem Feind und mit sich selbst, eine Kraft, die nicht zuletzt aus dem christlichen Glauben gewonnen werden kann, wie ihn von Miki bis Nagai viele Christen nach Nagasaki gebracht hatten.

Der Autor, Jahrgang 1972, ist katholisch, verheiratet, Philosoph, Theologe, Wirtschaftsingenieur und lebt in Berlin.

BEIM NAMEN GENANNT



Über Jahre war er einer der engagiertesten Streiter für den Lebensschutz und die Inklusion behinderter Menschen im Bundestag. Doch mit dem Ende der vergangenen Legislaturperiode ist **HUBERT HÜPPE** aus dem Parlament ausgeschieden. Nun wurde das politische Lebenswerk des 68-jährigen Christdemokraten bei einer Veranstaltung des CDU-Kreisverbandes Unna gewürdigt. Die Festrede hielt NRW-Sozialminister Karl-Josef Laumann. Der beschrieb, wie Hüppe, wenn nötig auch resolut, in der Bundestagsfraktion für seine Themen gekämpft habe. Bundeskanzler Friedrich Merz und NRW-Ministerpräsident Hendrik Wüst sandten Videobotschaften an ihren Parteifreund. (sesa)

Mit **WOLFRAM WEIMER** gibt es keine Gendersprache: Der parteilose Kulturstatsminister hat festgelegt, dass in seiner Behörde Mitarbeiter in Formulierungen keine Sternchen oder das sogenannte Binnen-I mehr verwenden. Damit folgt er auch den Regeln des Rats für deutsche Rechtschreibung. Gegenüber der „Bild am Sonntag“ erklärte der 61-jährige ehemalige Verleger und Journalist zur Begründung, er lehne „jede bevormundende Spracherziehung ab“. Denn die Sprache sei „ein wichtiges Medium der gesellschaftlichen Verständigung, kein Spielfeld für Ideologen“. In der Anrede soll es in Behördenschreiben künftig ganz klassisch „sehr geehrte Damen und Herren“ heißen. (sesa)

GLOSSE

Markus Söder zeigt sich selbst die Zähne

VON SEBASTIAN SASSE

Diese Predigt wird im ganzen Land gehört. Im Fernsehen wird sie gar live übertragen und danach gibt es einen ganzen Abend lang auch noch Interviews und Analysen. Der Prediger ist kein hoher geistlicher Herr, sondern der „Bruder Barnabas“. Die Rolle ist angelehnt an eine historische Figur, den Frater Barnabas Still (1750–1795), Laienbruder des Paulanerordens und Braumeister. Schon der krenzte dem bayerischen Kurfürsten, der zu diesem Anlass mit seinem ganzen Hofstaat zum Kloster Neudeck am Fuße des Nockherberges anrückte, den ersten Krug des „Salvator“-Biers. Damals noch „Heilgvaterbier“ genannt, weil die Mönche das starke Fastenbier mit päpstlicher Erlaubnis brauten. Heute versammelt sich nun die politische Elite Bayerns zum Starkbieranstich am Nockherberg, ein paar Preußen aus der Hauptstadt, die das durchaus als Ehre begreifen, sind in der Regel auch eingeladen. „Derblecken“ nennen die Bayern das, was der „Bruder“ mit seiner Predigt betreibt. Es bedeutet so viel „wie Zähne zeigen“.

Die Zähne von Maxi Schafroth, der seit 2023 hier predigte, will man nun auf dem Nockherberg nicht mehr sehen. Es heißt, dies gehe nicht zuletzt auch auf Kritik des Ministerpräsidenten zurück. Der habe bei der letzten Ansprache so viel Zahn erkennen müssen, dass sein Umfeld auf die Idee gekommen sein könnte, genau diesen dem Kabarettisten zu ziehen. Aber auch unabhängig davon: Schafroth stand mit seinen vom linken Zeitgeist durchtränkten Pointen nicht in der Tradition der eher hinter-sinnigen Barnabas-Predigten. Sein Nachfolger wird mit Stephan Zinner nun derjenige, der den Ministerpräsidenten im Sing-spiel dargestellt hat. Der echte Söder wird es mit Befriedigung sehen und beim nächsten Schluck aus dem Salvator-Krug denken: „Alles muss man selber machen.“

Mehr Tiefe. Überall.



Lesen Sie DIE TAGESPOST nun zusätzlich auch digital und freuen Sie sich über Reportagen, Analysen, Glaubensimpulse und Debatten wo immer Sie möchten!

Sie haben Zugriff auf alle Plus-Artikel und auf das Archiv.

Ihr Digital-Upgrade erhalten Sie als Abonnent der gedruckten Ausgabe für nur 3 € monatlichem Aufpreis.

Angebot jetzt sichern:
www.die-tagespost.de/angebote



nur
3 €
monatlich.



Stadt der Tragödie, Stadt des Friedens

Am 6. August jährt sich der Atombombenabwurf auf Hiroshima zum 80. Mal. Heute bemüht sich die Stadt um ein Gedenken im Zeichen des Friedens **VON ANDREAS DROUVE**

Es ist, als wäre nichts gewesen. Menschenmeere wogen abends in Ladenpassagen hin und her, eingetaucht in Fluten blinkender Buntlichter. Adrett gekleidete Leute verschwinden in Boutiquen, Schuhläden, Restaurants. Okonomiyaki isst man hier gerne, herzhaft Pfannkuchenschichtwerke mit Kohl, Speck, Eiern. Mädchen kichern leise auf der Straße. Radler sind auf dem Weg nach Hause, Kinder mit geschulterten Musikinstrumenten. Hinter verschlossenen Türen krachen die Dezibel in Spielsalons, bricht es in Karaoke-Treffs aus den sonst so reservierten Japanern förmlich heraus. Alltag in Hiroshima, einer Zwei-Millionen-Metropole im Südwesten Japans. Doch am Fluss Motoyasu-gawa herrscht eine eigentümliche Ruhe, die die Gedanken aufwühlt und dazu zwingt, sich der Vergangenheit zu stellen. Dort, wo das Spiegelbild des „Atomic Bomb Dome“ im Wasser verschwimmt. Der Kuppelbau, vormals kein Dom, wie man fälschlicherweise vermuten könnte, sondern eine Ausstellungshalle der regionalen Industrie- und Handelskammer, ist eine Ruine, ein Gerippe, als Mahnmahl erhoben zum Weltkulturerbe. Im Zentrum Hiroshimas blieb er am Morgen des 6. August 1945 als eines der wenigen Gebäude, trotz schwerster Beschädigungen, in seiner Grundstruktur erhalten. Der Rest der Stadt fiel fast komplett in Schutt und Asche. Hier spielte sich eine der erschütterndsten Tragödien der Menschheit ab. Oder sollte man besser sagen: eines der barbarischsten Verbrechen?

Hitzestrahlung bis zu 4 000 Grad

8.15 Uhr. Das war an jenem Tag der Moment, der die Geschichte Hiroshimas in ein Davor und Danach zerriss. In einer Höhe von 600 Metern über dem Boden detonierte die Atombombe, die den Spitznamen „Kleiner Junge“ trug, „Little Boy“. Den Befehl hatte US-Präsident Harry S. Truman gegeben, drei Tage später folgte ein zweiter Abwurf auf Nagasaki. Kurz darauf ergab sich Japan. Damit endete, wenige Monate nach der bedingungslosen Kapitulation der Wehrmacht, auch hier der Zweite Weltkrieg.

Der „Kleine Junge“ wog vier Tonnen, war drei Meter lang und maß 70 Zentimeter im Durchmesser. Das B-29-Bomberflugzeug „Enola Gay“ war vom pazifischen US-Truppenstützpunkt Tinian gestartet und Stunden durch die Nacht geflogen. Die Sicht auf Hiroshima war klar, als die Besatzung die Bombe ausklinkte. Anhaltspunkt war eine strategisch wichtige Flussbrücke beim „Atomic Bomb Dome“. Explosionswelle, Radioaktivität und die Hitzestrahlung, die am Boden um 3 000 bis 4 000 Grad lag, wirkten auf komplizierte Weise zusammen. Zehntausende Zivilisten starben sofort, bis Ende Dezember 1945 waren örtlichen Angaben zufolge 140 000 Tote registriert. Hinzu kam ungezähltes Leid durch Langzeitschäden. Heute ist dem Vernehmen nach nichts mehr verstrahlt.

Friedenspark und Weltfriedens-Kathedrale

Herzstück der proklamierten „Friedenstadt“ Hiroshima ist der Friedenspark. Hier flackert die ewige Friedensflamme über dem Friedensteich, erinnert ein Kenotaph an die Todesopfer, geht es hinein in eine unterirdische Gedächtnishalle. Über die Gärten verteilen sich mehrere Dutzend Memorials und Monumente, darunter das Friedensdenkmal der Kinder. Mancherorts haben Besucher farbige Frie-



Die zerstörte Kuppel des Atomic Bomb Dome ist das bleibende Symbol des Schreckens der Atombombe.

Fotos: Andreas Drouve

densbändchen abgelegt, Blumen. Die Anteilnahme ist selbst ein Menschenalter später ungebrochen. Oft sind Schulklassen unterwegs. Am angrenzenden Fluss fällt der Blick hinüber auf den „Atomic Bomb Dome“, zwei Straßenzüge dahinter führt der Weg vor einen schlichten Steinblock mit einem Foto. Hier steht man am sogenannten Hypozentrum, jenem Punkt, der der Abwurfstelle am nächsten war und wo sich seinerzeit eine Klinik befand. Das Foto, im November 1945 aufgenommen vom US-Militär, zeigt eine verheerende Ruinenlandschaft mit Hiroshimas Bergen im Hintergrund.

Das Leitmotiv Frieden setzt sich gut zwanzig Gehminuten vom Hypozentrum entfernt in der Weltfriedens-Kathedrale fort. Der nüchterne, betongraue Bau ist gewiss kein architektonisches Schmuckstück, aber darum geht es nicht. Initiator war der deutschstämmige Jesuit Hugo Lassalle (1898–1990), der die Katastrophe von Hiroshima in seiner Gemeinde Noboricho knapp überlebte. 1954 wurde die Kathedrale geweiht. Das Innere ist hoch aufgerissen, der Altar weit zurückgesetzt. Auf den biblischen Motiven der Buntglasfenster fallen stoische, bedrückte Gesichter auf, die unter den Eindrücken der Gräueltaten Hiroshimas zu stehen scheinen. Umso tröstlicher ist es, wenn am Vormittag fröhliches Kindergereis vom Schulhof gegenüber gedämpft hineindringt. Auf einem Ständer im Eingangsbereich liegen in mehreren Sprachen – eingeschweißt in Plastik – Kopien jener aufwühlenden Rede aus, die Papst Johannes Paul II. bei seinem Besuch im Februar 1981 in Hiroshima hielt. „Krieg ist das Werk von Menschen“, prangerte seinerzeit der Heilige Vater an, „Krieg ist die Zerstörung menschlichen Lebens. Krieg ist Tod. An die Vergangenheit zu erinnern, ist, sich selbst für die Zukunft zu verpflichten. An

Hiroshima zu erinnern, ist, Nuklearkrieg zu verabscheuen. An Hiroshima zu erinnern, ist, sich selbst zum Frieden zu verpflichten.“ Draußen vor der Hauptfassade ist der Papst mit einer Büste zugegen, begleitet von diesem Zitat in Bronze.

Vergangenheitsbewältigung im Museum

Wie lässt sich eine Vergangenheit bewältigen, die kaum bewältigt werden kann? Im Friedenspark gelingt dem Friedensgedächtnismuseum die schwierige Balance zwischen Erinnerungskultur, Abschreckung, Respekt vor den Opfern, dem Verzicht auf Anklagen und Effekt-

hascherei. Exponate, Fotos, Infotafeln und Filmeinspieler setzen sich zu Abbildern der Realität zusammen, die sämtliche Schreckensfantasien übersteigt: in einer kühlen Sachlichkeit, die gerade deswegen umso drastischer und schonungsloser wirkt. Wer sich darauf einlässt, sollte gefestigt sein. Nicht zufällig warnt ein Schild am Zugang davor. Auf Schwarzweißfotos, die Hiroshima vor und nach der Zerstörung zeigen, folgen abgedunkelte Saalbereiche, in denen gespenstische Stille herrscht, die Stiche ins Herz versetzen. Skizzierte Einzelschicksale geben der anonymen Masse Gesichter und Namen. Vitrinen zeigen zerfetzte Kleider von Opfern, auch von Kindern. Oder ein geschmolzenes Fahrrad in mehreren Teilen. Eine Uhr, geborgen aus einem Friseurladen, stand auf 8.15 Uhr. Es war exakt jene Minute, in der die Zeit stillstand in Hiroshima. Historische Fotos zeigen, was mit Menschen passierte, die einer Atomkatastrophe ausgesetzt waren. Oder die erst kurz nach der Nuklearexplosion in die Stadt kamen. Die Verstrahlungen führten zu Haarausfall, Diarrhö, hohem Fieber, roten Punkten auf der Haut. Für viele war der Tod unausweichlich. Ergreifend sind auch Videobotschaften von Zeitzeugen, die sich auf Knopfdruck in separaten Kabinen abrufen lassen.

Das Museum entlässt Besucher mit Sprach- und Fassungslosigkeit und dem Gedanken „Bitte, niemals mehr“. Das Tageslicht draußen tut gut, das Rauschen eines Springbrunnens, sogar das ferne Rattern einer Straßenbahn. Das Leben geht immer weiter, irgendwie. Auch in Hiroshima.

Der Verfasser ist freier Autor und Journalist. Er lebt seit vielen Jahren in Spanien und ist auf die Themen Reise, Religionen und Kulturen spezialisiert.



Vor der Weltfriedens-Kathedrale erinnert die Büste Papst Johannes Pauls II. an seine mahnenden Worte zum Frieden.

Schluss oder Fehlschluss?

Zur gescheiterten Richterwahl für das Bundesverfassungsgericht – ein Zwischenruf aus gebotenem Anlass **VON CHRISTIAN MÜLLER**

Es war ein gewaltiger Paukenschlag, als vor der parlamentarischen Sommerpause unter großer medialer Aufmerksamkeit die Wahl der Juraprofessorin Frauke Brosius-Gersdorf zur Verfassungsrichterin durch den Deutschen Bundestag scheiterte. Dem Tag der am Ende verschobenen Abstimmung war ein breiter Protest in der Öffentlichkeit, besonders in den sozialen Medien, vorausgegangen; und selbst einige katholische Bischöfe hatten im Vorfeld ihre Bedenken gegen die Kandidatur der Potsdamer Hochschullehrerin geäußert. Der Grund des Protests war nicht etwa die wissenschaftliche Qualifikation der Kandidatin, die niemand in Frage stellte, sondern ihre ethischen Überzeugungen. Denn in einer Festschrift hatte sie sich 2024 zustimmend zu Überlegungen ihres akademischen Lehrers Horst Dreier geäußert, dessen eigene Nominierung für das oberste deutsche Gericht 2008 ebenfalls gescheitert war: „Die Annahme, dass die Menschenwürde überall gelte, wo menschliches Leben existiert“, so Brosius-Gersdorf, „ist ein biologistisch-naturalistischer Fehlschluss. Menschenwürde und Lebensschutz sind rechtlich entkoppelt.“ Mehrere andere Autoren der Festschrift äußern sich ähnlich zustimmend zu Dreiers Fehlschluss-Behauptung.

Worum geht es dabei? Dem Vorwurf des naturalistischen Fehlschlusses, der auch als Sein-Sollens-Fehlschluss bezeichnet wird, liegt die Position des sogenannten Non-Naturalismus zugrunde, die auf die Philosophen David Hume (1711–1776) und George Edward Moore (1873–1958) zurückgeht. Im Kern geht es darum, dass man aus der Tatsache, dass etwas existiert (= Sein), nicht schließen dürfe, dass es auch existieren soll. Aus Aussagen über das Sein, so das Argument, darf man ausschließlich Aussagen über das Sein herleiten. Zum Beispiel könnte man aus den beiden Seinsätzen „München liegt in Deutschland.“ und „Deutschland liegt in Europa.“ logisch auf die Seinsaussage schließen: „München liegt in Europa.“ Um aus einem Argument Wertaussagen logisch herzuleiten, benötigt man demgegenüber mindestens eine wertende Annahme. So könnte man zum Beispiel aus dem Seinsatz „München liegt in Europa.“ und dem wertenden Satz „In München ist es schön.“ auf den wertenden Satz schließen: „In Europa gibt es einen Ort, an dem es schön ist.“

„Humes Gesetz“, die bekannteste Variante des Arguments, wendet diesen Sachverhalt auf die Moral an. Danach darf man – ohne zusätzliche Annahmen – nicht von einer Beschreibung eines Zustandes in der Welt auf ein moralisches Gebot schließen. Aus der Tatsache etwa, dass Menschen gern Bier trinken (= Sein), darf

also nicht geschlossen werden, dass es moralisch richtig ist, dass sie (oder andere Menschen) Bier trinken (= Sollen). Aus der Tatsache, dass ein Mensch eine bestimmte Krankheit hat (= Sein), kann man nicht schließen, dass es moralisch gut ist, dass der Mensch diese Krankheit hat (= Sollen). Und aus der Tatsache, dass es in meinem Schlafzimmer heute Nacht eine Mücke gab (= Sein), kann nicht geschlossen werden, dass dieses Insekt auch existieren sollte. (Im Gegenteil: Ich fühlte mich moralisch sogar im Recht, als ich sie erschlug!) Das alles ist naheliegend. Worin also besteht das Problem?

Das Problem liegt darin, dass die Juraprofessorin das Sein-Sollens-Argument auch auf den Menschen anwendet, indem sie sagt, aus der Tatsache, dass „menschliches Leben“ (ist das etwas anderes als ein Mensch?) existiert (= Sein), dürfe nicht geschlossen werden, dass dieses Leben auch schutzwürdig sei (= Sollen). Das aber ist die wesentliche Annahme unseres Grundgesetzes, das in seinem ersten Artikel besagt: „Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.“ Dieser Verfassungsartikel wird traditionell christlich begründet – daraus, dass Gott den Menschen als sein Ebenbild und mit einer unendlichen Würde geschaffen hat (Genesis 1,26–27).

Der Non-Naturalismus ist eines der Grunddogmen der Moderne. Es ist die Arbeitsgrundlage aller modernen Erfahrungswissenschaften; selbst in der Theologie der Gegenwart nimmt man typischerweise Humes Gesetz als Basis. Dabei ist der Non-Naturalismus nur Ausdruck einer spezifischen Philosophie, die man gar nicht teilen muss. 1981 veröffentlichte der schottisch-amerikanische Philosoph Alasdair MacIntyre (1929–2025) ein einflussreiches Buch („Verlust der Tugend: Zur moralischen Krise der Gegenwart“), in dem er darlegte, auf welch tönernen Füßen der angeblich so sichere Non-Naturalismus steht. MacIntyres Hauptthese: Der Ethik ist das Telos abhandengekommen!

MacIntyre zeigt, dass Humes Gesetz nur auf der Basis einer Ethik (dem „Emotivismus“) Geltung beanspruchen könne, nach der moralische Urteile lediglich Ausdruck eigener emotionaler Einstellungen sind. Nach dieser Position können moralische Aussagen nie beanspruchen, wahr oder falsch zu sein, sondern können lediglich subjektive Überzeugungen (sog. Subjektivismus) oder kollektive Bräuche (sog. Relativismus) aus-

drücken. Von der Antike bis weit ins 18. Jahrhundert hinein wurde das, so MacIntyre, jedoch ganz anders gesehen. Wenn etwa Aristoteles oder Thomas von Aquin vom „Menschen“ sprachen, dann machten sie damit nicht nur eine Existenzaussage (= Sein), sondern auch eine Aussage über eine mit dessen Sein verbundene Aufgabe: ein Telos (griech.: Ziel, Bestimmung), das bezeichnet, woraufhin der Mensch geschaffen ist. Dieses Telos lebt bis heute im Begriff der allgemeinen und unveräußerlichen Menschenrechte fort. Wer von Menschenrechten spricht, begehrt nämlich nichts anderes als den obigen (angeblichen) Fehlschluss: Er folgert aus der Seinstatsache, dass ein Mensch existiert, unmittelbar die Forderung, dass dieser Mensch auch bestimmte moralische Ansprüche (z. B. Grundrechte) hat. Auch wenn man in der Wirtschaft davon redet, dass eine Unternehmensmitarbeiterin „professionell“ gearbeitet hat, ist typischerweise nicht das bloße Faktum (= Sein) gemeint, dass sie ihren Beruf ausgeübt hat, sondern, dass sie ihn gut ausgeübt hat – im Sinne der Zielsetzung, die ihrem Beruf zugrunde liegt.

Worum es in der Auseinandersetzung um die Wahl der Juraprofessorin im Grunde also geht, ist die Frage, ob der Mensch sich den Sinn für sein Leben selbst gibt – oder ob er den Sinn seines Lebens von Gott empfängt. In einer geschaffenen Welt, in der Gott die Ursache allen Seins und allen Sollens ist, sind Sein und Sollen – in letzter Konsequenz – nicht voneinander trennbar. So schließt die Bibel ganz selbstverständlich aus der Tatsache, dass etwas geschaffen ist (= Sein), darauf, dass es gut ist und deshalb so sein soll: „Du (Gott) liebst alles, was ist, und verabscheust nichts von dem, was du gemacht hast; denn hättest du etwas gehasst, so hättest du es nicht geschaffen“ (Weisheit 11,24). Die Welt ist – mit anderen Worten – liebenswert, weil Gott sie geschaffen hat. Wir sind Gottes Ebenbild, weil Gott uns so gewollt hat, wie wir sind. Und deshalb ist es unsere Bestimmung, unserem – von Gott empfangenen – Wesen gemäß zu leben. Dies ist der tiefere Grund für unsere „Verantwortung vor Gott und den Menschen“, von der das deutsche Grundgesetz in seiner Präambel spricht.

Schaut man auf den Grund unseres Daseins (dass wir von Gott geschaffen sind), dann löst sich der Vorwurf des naturalistischen Fehlschlusses in nichts auf! Mehr noch: Dem Telos – dem Plan Gottes für unser Leben – zu folgen, ist nach christlicher Überzeugung sogar der

einzigste Weg, um glücklich zu werden. Es ist, so die Bibel, (allein) das Leben in der göttlichen Wahrheit, das uns frei macht (Johannes 8,32). Oder, wie es Papst Benedikt in seiner letzten Enzyklika ausdrückte: „Jeder findet sein Glück, indem er in den Plan einwilligt, den Gott für ihn hat, um ihn vollkommen zu verwirklichen“ („Caritas in Veritate“, Nr. 1).

Und genau darin liegt der Skandal um die verhinderte Verfassungsrichterin: Wer einem Menschen nicht (die volle) Menschenwürde zuerkennen möchte – die Juristin diskutiert verschiedene Abstufungen der Menschenwürdegarantie für den Embryo –, der entkernt gewissermaßen unsere Verfassung: Denn er hält den Menschen dann nicht mehr um seiner selbst willen für liebens- und schützenswert. Würde ist dann nicht mehr etwas, das der Mensch hat, sondern das ihm – mehr oder weniger großzügig – von irgendwelchen Parlamenten oder Gerichten zuerkannt wird. Letztlich ist unter diesen Bedingungen nicht einmal mehr klar, was eigentlich ein Mensch ist. Schon MacIntyre hatte darauf hingewiesen, dass die Abkehr von der Teleologie notwendig in einen Nominalismus münden werde, der bestreitet, dass allgemeine Begriffe reale Entsprechungen haben könnten. Die endlosen Definitionsversuche in der Lebensrechtsdebatte, ob es Unterschiede zwischen Menschen und „menschlichem Leben“ gebe, was das Menschsein voraussetzt und wann es beginnt oder endet, machen deutlich, wie recht er damit hatte.

Wie es scheint, drehen sich praktisch alle ethischen Debatten, die wir heute in der Politik führen, genau hierum: ob der Mensch sich selbst seine Bestimmung gibt oder ob er diese von Gott empfängt. Wenn die Tatsache, dass ein Mensch existiert, nicht ausdrückt, dass er auch existieren soll, dann spräche moralisch nichts gegen assistierten Suizid oder (freiwillige) Euthanasie. Wenn der Mensch vor der Geburt nur ein „Zellhaufen“ ohne Wert ist, dann wären verbrauchende Embryonenforschung und Abtreibung moralisch völlig unbedenklich. Wenn die Tatsache, dass ich biologisch ein Mann bin, nicht ausdrückt, dass ich ein Mann sein soll, dann könnte ich (je nach Stand der Medizin) mein Geschlecht beliebig operativ verändern (lassen). Es ist das Telos – die Bestimmung – des Menschen, an der alle diese Fragen hängen.

Solange es aber Gott ist, der einen Plan hat für unser Leben, in den zu stellen jeder Einzelne von uns aufgefordert ist, ist es keineswegs ein logischer „Fehlschluss“, sondern ein Gebot der Vernunft, wenn Bischöfe ihr Befremden darüber äußern, dass eine Kandidatin für das Verfassungsgericht Menschsein und Menschenwürde teilweise voneinander trennen will. Vor allem aber ist es ein Gebot der Moral. Denn an der Frage nach der Bestimmung des Menschen hängt die Unveräußerlichkeit der Menschenrechte. Und dazu kann die Kirche unmöglich schweigen.

Der Autor lehrt Volkswirtschaftslehre, ökonomische Bildung und Wirtschaftsethik an der Universität Münster. Im Verlag Schäffer-Poeschel erschien kürzlich sein Buch „Grundzüge der Wirtschafts- und Unternehmensethik“.

Zwischen Schutz und Freiheit – das „Digital-Dilemma“

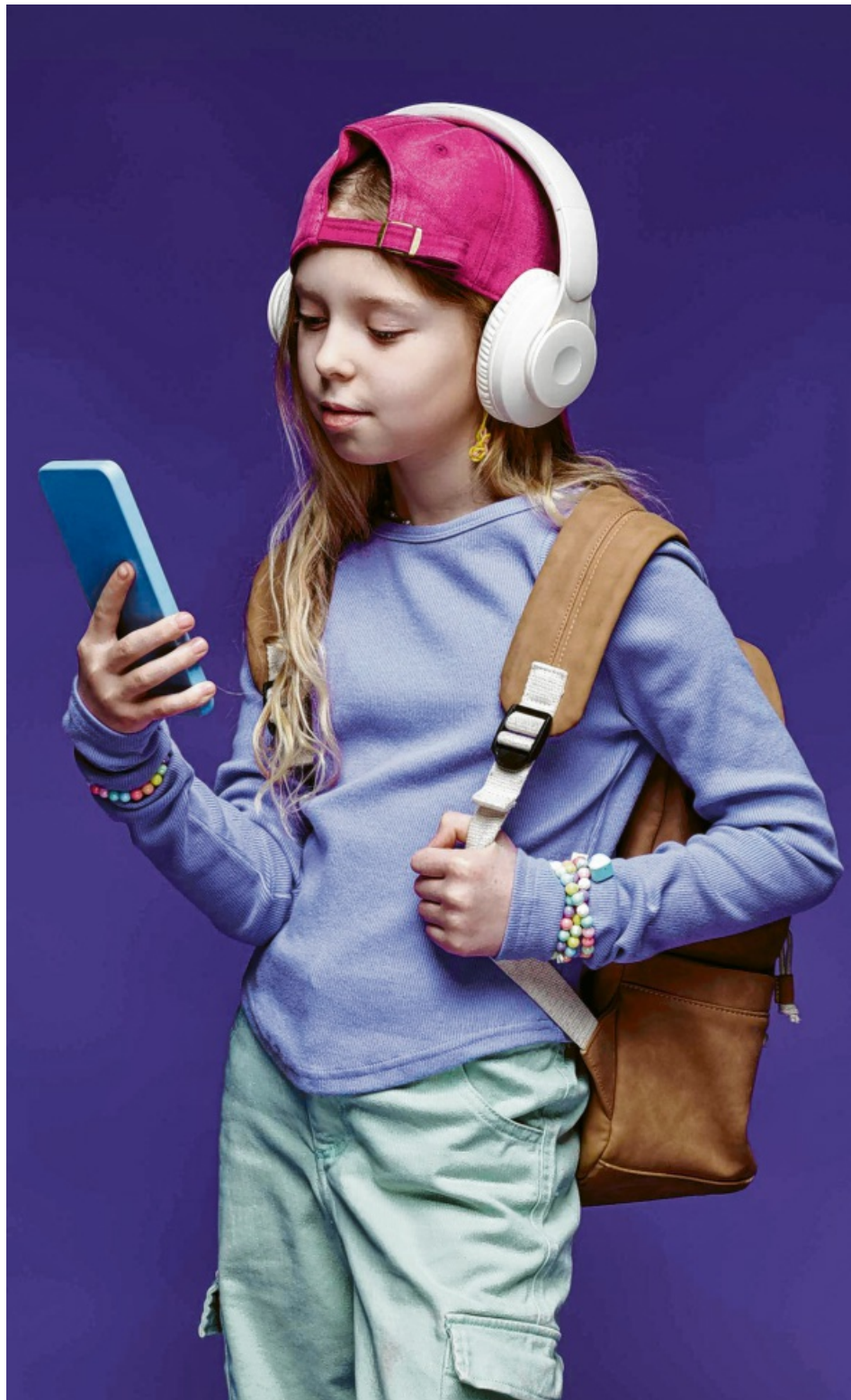
Wie Erwachsene Kinder sicher und verantwortungsvoll durch die digitale Welt begleiten können **VON CORNELIA HUBER**

Wie schützen wir unsere Kinder vor den Schattenseiten der digitalen Welt? Eine Frage, die Politik, Eltern und Pädagogen immer dringlicher umtreibt. In Bayern etwa hat die Staatsregierung beschlossen, mobile Endgeräte Schülern erst ab der 8. Klasse zur Verfügung zu stellen. Gleichzeitig fordert Schleswig-Holsteins Ministerpräsident Daniel Günther ein Social-Media-Verbot für unter 16-Jährige. Nach Auffassung des Bundesverbands für Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie e.V. (bkj) benötigt dieser „wichtige und richtige Impuls“ jedoch eine breite gesellschaftliche Debatte.

Einen Beitrag zu der Frage, wie es gelingt, Kinder kompetent im Umgang mit digitalen Medien zu begleiten, leistet das Buch „Das Digitaldilemma“ der Autoren Rüdiger Maas, Christian Montag und Thomas Zierer. Es bietet eine fundierte und praxisnahe Orientierung, die Eltern und Lehrkräfte nicht nur informiert, sondern ermutigt, aktiv die digitale Erziehung der Heranwachsenden anzugehen.

Diplompsychologe Rüdiger Maas ist Gründer und Vorstand des Instituts für Generationenforschung. Der Verfasser des Spiegel-Bestsellers über die Generation Alpha – also die nach 2010 Geborenen – mit dem Titel „Generation lebensunfähig. Wie unsere Kinder um ihre Zukunft gebracht werden“ gilt als Deutschlands bekanntester Generationenforscher. Christian Montag ist Professor für Kognitions- und Gehirnwissenschaften an der Universität Macau und zudem assoziierter Direktor des Instituts für kollaborative Innovation. Der Psychologe forscht an der Schnittstelle zu den Neurowissenschaften und Computerwissenschaften.

Thomas Zierer ergänzt als Bildungsexperte die Perspektiven der beiden anderen Autoren mit praktischen Ansätzen und Lösungen für den Schulalltag. Zierer ist Erziehungswissen-



Digitale Medien eröffnen den Heranwachsenden zwar neue Lern- und Kommunikationsmöglichkeiten, bergen aber auch Risiken wie Cybermobbing und Suchtrisiko. Foto: Imago/Westend61

schaftler und Ordinarius für Schulpädagogik an der Universität Augsburg.

Mit einer übersichtlichen Länge von 116 Seiten ist das Buch besonders für Interessierte geeignet, die wenig Zeit haben, sich aber dennoch mit dem Thema auseinandersetzen möchten. Für Leser, die tiefer in die Materie eintauchen möchten, steht ein umfangreicher Fußnotenapparat zur Verfügung, der weiterführende Informationen und wissenschaftliche Hintergründe bietet.

Vor- und Nachteile differenziert dargestellt

Die einzelnen Kapitel widmen sich jeweils spezifischen Aspekten des digitalen Lebens. Zu Beginn liefern die Autoren eine fundierte Analyse der aktuellen Medienlandschaft sowie der damit verbundenen Herausforderungen. Sie erläutern, wie digitale Medien das Sozialverhalten, die Kommunikation und die Lernprozesse von Kindern beeinflussen – dabei gelingt ihnen eine differenzierte Betrachtung der Vor- und Nachteile. Die Autoren sprechen Risiken wie Cybermobbing, Suchtverhalten und den Verlust von Privatsphäre an, weisen aber auch auf Chancen hin. So zeigen Studien positive Auswirkungen auf das soziale Wohlbefinden, wenn Social Media vor allem zur aktiven Kommunikation mit anderen genutzt werden – im Gegensatz zum überwiegenden passiven Konsum der Inhalte anderer.

Die Autoren plädieren für einen offenen Dialog zwischen Eltern und Kindern über digitale Medien und deren Nutzung. Dies stärkt nicht nur das gegenseitige Vertrauen, sondern trägt auch dazu bei, dass Kinder zu verantwortungsbewussten Mediennutzern werden.

Denn der Medienkonsum sollte begleitet werden, ohne dabei in eine übermäßige Kontrolle zu verfallen.

Ein weiterer wichtiger Aspekt des Buches ist die Rolle der Schule in der digitalen Bildung. Nach Ansicht der Autoren tragen Schulen eine zentrale

Verantwortung, um die junge Generation in den Bereichen Medienkunde, Mediennutzung, Mediengestaltung und Medienkritik auf die Herausforderungen der digitalen Welt vorzubereiten. Maas, Montag und Zierer fordern eine planvolle Digitalisierung statt digitalisierter Planlosigkeit. Beim Einsatz digitaler Medien müsse empirisch evidenzbasiert ein Plus gegenüber herkömmlichen Lehrmethoden herausgearbeitet sein. Eigene Smartphones sollten wegen des großen Ablenkungspotenzials in der Schule tabu sein.

Die Sprache des Buches ist klar und verständlich. Zahlreiche Beispiele aus der Praxis veranschaulichen die theoretischen Konzepte und helfen, die Inhalte besser zu verstehen und anzuwenden. Die Kapitel sind so strukturiert, dass sie sich gut für eine schrittweise Auseinandersetzung mit dem Thema eignen. Eltern und Lehrkräfte können die einzelnen Abschnitte gezielt lesen und die für sie relevanten Informationen herausfiltern. Wer sich beispielsweise fragt, wie man heutzutage Jugendliche auf eine Arbeitswelt im Wandel vorbereitet, darf mit dem vorletzten Kapitel beginnen.

„Das Digitaldilemma“ ist eine sinnvolle Handreichung für Eltern und Lehrkräfte, die sich in der komplexen Welt der digitalen Medien orientieren möchten. Ängste und Unsicherheiten im Umgang mit Multimedia werden ernst genommen; gleichzeitig werden Perspektiven aufgezeigt. Die Kombination aus fundierter Fachkompetenz, praktischen Tipps und einem anschaulichen, gut lesbaren Schreibstil macht „Das Digitaldilemma“ zu einem pragmatischen und wertvollen Ratgeber.

Rüdiger Maas/Christian Montag/Klaus Zierer: Das Digital-Dilemma. Was für die Entwicklung unserer Kinder heute wichtig ist, Hannover: Kallmeyer Verlag, 2024, 116 Seiten, Taschenbuch, EUR 19,95

Cornelia Huber ist Verwaltungsjuristin und freie Journalistin.

SEX & SOUL

Warum hat Gott die Masturbation ermöglicht?



Oder auch: Wohin führt mich die Sprache des Leibes?

VON MARKUS HOFFMANN



Die Kolumne lebt von Leserfragen. Diese können anonym hier eingereicht werden: t1p.de/Sex-Soul

Mal ehrlich: Wenn Selbstbefriedigung angeblich falsch ist, warum hat Gott sie dann überhaupt möglich gemacht? Warum hat er uns mit dieser Lust, diesen Empfindungen, dieser Neugier auf uns selbst ausgestattet? Und warum ist es so naheliegend, sich selbst zu befriedigen – vor allem, wenn man allein ist, jung ist oder einfach nicht weiß, wohin mit all der Spannung?

Die Frage trifft einen wunden Punkt. Denn viele Menschen – nicht nur Jugendliche – erleben genau hier einen inneren Zwiespalt: auf der einen Seite die reale, spürbare Lust; auf der anderen Seite das leise Gefühl: Das kanns doch irgendwie nicht gewesen sein. Denn auch das stimmt: Am Ende bleibt etwas leer.

Und doch: Gott hat uns mit Sexualität ausgestattet. Mit Begehren. Mit Körperlichkeit, die berührbar, empfindsam, erregbar ist. Das ist kein Fehler im System, das ist gewollt. Die Frage ist nicht, ob das alles gut ist, sondern wofür es gut ist.

Der heilige Thomas würde sagen: Der Mensch ist ein vernünftiges Wesen mit Leidenschaften (*passiones*) – und seine Aufgabe ist es, diese in eine Ordnung zu bringen, die der Wahrheit entspricht. Dazu braucht es die Vernunft. Sie befähigt nicht nur, Impulse zu lenken, sondern in allem das zu erkennen, was dem Leben dient und auf Liebe zugeht. Kurzum: Gott lenkt uns nicht fern. Daher offenbart sich in der Möglichkeit der Selbstbefriedigung nicht unsere Abhängigkeit von Lust, sondern unsere Möglichkeit zur Freiheit. Schauen wir doch genau hin: Ja, Masturbation schafft Lust, nicht selten Abhängigkeit – das aber ohne Du, ohne Nähe und ohne Liebe!

Spätestens jetzt merken wir: In sich besitzt die Lust keinen Wert. Ihren Wert gewinnt sie nur, wenn wir das „subjektive Erleben“ einem „objektiven Wert“ zuordnen können. So oder ähnlich sagt es Dietrich von Hildebrand. Was der Wert ist, bringt „*Humanae Vitae*“ auf den Punkt: Die Sexualität entfaltet ihren

„objektiven Wert“ nur, wenn sie dem Doppelsinn liebender Vereinigung und Fruchtbarkeit dient. Und der Rahmen dafür ist die liebende Vereinigung in der Ehe. Denn allein durch das willentliche „Ja und für immer“ wird die Lust in die Würde der Person integriert. Trennt man die Lust von ehelicher Hingabe, wird sie konsumierbar, beliebig und – ja – wertlos.

Und trotzdem gilt: Lust ist real. Ihre Sehnsucht ist echt. Und genau deshalb ist Selbstbefriedigung so naheliegend – weil sie vermeintlich Entspannung bringt, Nähe simuliert, Druck abbaut. Aber: Sie heilt nicht die Einsamkeit. Sie stillt nicht die Sehnsucht nach echter Beziehung. Wie wäre es, die Lust einmal anders zu betrachten? Ein Hinweis dazu findet sich bei Johannes Paul II. Nach ihm erinnert die Lust den Menschen daran, dass der Leib auf ein Du hingeeordnet ist. Folgen wir dem, dann entdecken wir die Sprache des Leibes – dessen Vokabular schöpft aus der Liebe. Einer Liebe, die sich schenkt, die sich hingibt

und den Menschen der höchsten Entfaltung seines Ich durch das Du entgegenbringt.

Ja, Masturbation ist möglich. Ihre Versuchung verweist aber auch auf Möglichkeiten: die Möglichkeit, Gottes Zutrauen in den Menschen und dessen Freiheit zu erkennen! Sie anzunehmen, die Wahrheit zu suchen, ist herausfordernd. Wer sie annimmt, entdeckt im Drang der Lust mehr: das Drängen des Leibes zum Du. Die Sprache des Leibes. Den Wortschatz der Liebe. Und das Geheimnis: dass die Integration der Lust in liebende Hingabe den Menschen seinem wahren Selbst in Gott näherbringt. In der Möglichkeit zur Masturbation liegt mehr, vielleicht eine Antwort auf das „Warum“, vielleicht der Ruf Gottes selbst: Werde fähig zur Liebe. Gib dich nicht mit weniger zufrieden!

Der Autor ist Entwicklungspsychologe, Sexualberater und praktischer Theologe.

Gewagt, gesucht, gefunden

In einer Gesellschaft, in der gelebter Glaube zur Seltenheit geworden ist, wird für Christen die Suche nach einem Partner immer herausfordernder. Doch christliche Dating-Plattformen zeigen, dass Gott auch über das Internet wunderschöne Geschichten schreibt **VON ANNALIA MACHUY**

Am Anfang habe es auch Skepsis gegeben, vor allem aus konservativen Kreisen. So etwas Ernstes wie die Ehe, so das Argument, könne man doch nicht über das als „unseriöse Spielwiese“ empfundene Internet verhandeln. Martin Kugler erinnert sich noch gut an die Anfänge von kath-Treff.org. Gemeinsam mit seiner Frau hat er die Dating-Plattform 2005 als erste katholische im deutschsprachigen Raum gegründet. Heute, zum 20-jährigen Jubiläum, an dem nun auch eine App-Version der Plattform online geht, darf der österreichische Historiker und Unternehmer auf weit über 1000 Hochzeiten zurückblicken, die die Initiative „mitverursacht“ hat. Die Idee für eine katholische Online-Partnersuche sei damals aus dem Bedarf heraus entstanden: In einem immer weniger praktizierend-christlichen Umfeld, sei es in der Diaspora oder in der Anonymität einer Großstadt, wurde es zunehmend schwieriger, einen passenden Partner zu finden, mit dem man nicht nur Zeit und Sympathie, sondern auch den Glauben teilen kann.

Dating im Web: nur für „lost cases“?

Aber auch heute, wo viele Bereiche des Alltags ganz selbstverständlich online organisiert, geteilt und gelebt werden, gebe es immer noch eine gewisse Scham, wenn es um das Thema Dating geht. Manche glauben, diese Option sei nur etwas für diejenigen, die anders niemanden finden, etwas für „lost cases“, ein Plan B quasi. Dabei hat laut Statista 2025 das Internet statistisch gesehen mit 21 Prozent inzwischen die früher führenden Orte des Kennenlernens wie Arbeitsplatz (18 Prozent) und Freundeskreis (17 Prozent) überholt, und auch im christlichen Bereich gibt es mittlerweile eine Fülle an Online-Angeboten zur Partnersuche, wie chringles.de, funkyfish.de, exsingle.com, christliche-partnersuche.de, christlichedates.de, christlich-verliebt.de, katholische-partnersuche.com oder auch die Apps Eden, CFish, Upward, CDFP oder Ark.

Michaela und Christian haben sich kurz nach Gründung der Plattform über kath-Treff kennengelernt. Beide hatten sich nach einem kleinen „Schubser“ durch Familienangehörige angemeldet. Michaela war schon in mehreren Beziehungen gewesen, richtig gepasst hatte es nie. „Es war schwierig mit der Partnersuche: Ich kannte bereits viele Menschen auf allen möglichen katholischen Veranstaltungen, habe von morgens bis abends gearbeitet und in meinem Umfeld keinen gläubigen katholischen Menschen gefunden, den ich so geliebt habe, dass ich ihn heiraten wollte“, erzählt sie. Zu Weihnachten schenken ihre Geschwister ihr die Mitgliedschaft auf kathTreff. Schon am ersten Abend entdeckt sie das Profil von Christian, der zu diesem Zeitpunkt einige hundert Kilometer entfernt lebt. Die beiden kommen schnell in Kontakt, trotzdem dauert es noch ein wenig, bis es für beide Seiten ganz klar ist, dass sie im Anderen den Partner fürs Leben gefunden haben. „Ich denke, man muss auf sein anfängliches Gefühl achten beim Foto, Steckbrief, ersten Telefonat und dann natürlich bei den Treffen. Und dann ist es wie beim normalen Treffen im ‚richtigen‘ Leben“. Michaela lächelt: „Schauen, ob die Liebe wächst, ob es harmoniert, ob die gegenseitige Annahme der Fehler und Schwächen da ist. Mir war besonders wichtig zu sehen: Ist sein Glaube echt oder nur aufgesetzt? Kann ich mit ihm beten? Ist er ernsthaft oder sprunghaft? Kann ich mich zu 100 Prozent auf ihn verlassen? Bin ich die ‚Einzige‘? Kann er mich zum Lachen bringen? Kann ich ihn mir als Vater meiner Kinder vorstellen...?“ Inzwischen sind Michaela und Christian seit 18 Jahren glücklich verheiratet, haben drei



Mittlerweile hat das Internet die früher typischen Orte des Kennenlernens wie Arbeitsplatz und Freundeskreis überholt. Auch im christlichen Bereich findet man eine Fülle an Online-Angeboten zur Partnersuche. Foto: Imago/imagebroker

Kinder und bereuen ihre Entscheidung, online gesucht zu haben, keinen Moment. Auch Maren und Johannes haben über das Internet zueinander gefunden. „Ich wusste, ich lerne vor Ort niemanden kennen“, meint Johannes. Entweder müsste man also die eigenen Ansprüche reduzieren oder aber den eigenen Kreis erweitern.

Eine Suche mit Auf und Abs

Der Anfang Dreißigjährige entscheidet sich für Letzteres. Maren ging es ähnlich. Durch die einschränkenden Coronamaßnahmen gab es wenige Gelegenheiten, neue Menschen kennenzulernen, also meldet sie sich auf mehreren christlichen Online-Plattformen an. Es ist eine Suche mit Auf und Abs. Bei wenigen Rückmeldungen, unangenehmen Anfragen und enttäuschenden Treffen kommt für beide immer wieder Frustration auf. Johannes hatte es gerade aufgegeben und will sein Profil löschen, als ihn auf der überkonfessionellen Plattform „Himmlich-Plaudern“ eine Nachricht von Maren erreicht. Die beiden gehen schnell von der Kommunikation über die Plattform auf Telefonat und persönliche Treffen über, etwas, das sie auch anderen sehr empfehlen würden: „Das Internet ist nur ein Mittel, ein Tool, um den Menschen dann echt kennenzulernen“, meint Maren. Das sei eine Schwierigkeit in der Online-Suche: Man könne lange miteinander schreiben, sich ein wenig auch in diese recht einfache Form des Austausches flüchten und merke dann erst beim Treffen, dass es nicht passt und man sich ein verzerrtes Bild der anderen Person kon-

struiert hatte. „Es geht darum zu unterscheiden: Ist das die Person, mit der ich mein Leben verbringen will oder nicht?“, fasst Johannes zusammen. Er rät daher, von vornherein klar und authentisch die eigenen Ansprüche, Wünsche und Vorstellungen zu kommunizieren. „Man präsentiert sich natürlich von der Schokoladenseite, aber man sollte sich auch wahrhaftig darstellen, damit der Andere das gut einordnen kann.“ Auch Maren ermutigt zu Offenheit und Bestimmtheit: „Wissen, was ich möchte, wonach ich suche und sich dann auch klar abgrenzen und mitteilen, wenn man kein Interesse hat.“ Nicht zuletzt sollte man das Ganze auch im Gebet mittragen, den Heiligen Geist um Hilfe bei der Unterscheidung bitten. Und, wie Johannes und Maren, die vor zwei Jahren geheiratet haben, etwas Beharrlichkeit zeigen.

Das betont auch Benedict Schmid, Gründer und Hauptverantwortlicher von „Christ sucht Christ“. „Man muss Geduld mitbringen“, weiß der Katholik aus gut 25 Jahren Erfahrung im Bereich des Online-Datings. Auch wenn es natürlich sein könne, dass man schon am dritten Tag jemanden finde. Christ sucht Christ ist mit rund 80 000 Mitgliedern die größte christliche Dating-Plattform im deutschsprachigen Raum. Mindestens 25 000 Partnerschaften hat die Seite schon vermittelt und das Team legt Wert darauf, dass für den Nutzer alles bestmöglich angelegt ist. „Man sollte stetig daran arbeiten – egal ob es sich um eine christliche oder ‚weltliche‘ Datingseite handelt –, dass die Funktionalitäten und Strategien so optimiert sind, dass seitens des Betreibers bestmögliche

Voraussetzungen geschaffen werden, einen Partner zu finden. Das ist heute leider keine Selbstverständlichkeit.“

Überkonfessionell zusammenhalten

Christ sucht Christ ist überkonfessionell angelegt. Grundsätzlich, so Schmid, sei es einfacher, wenn man sich als Single in einem „Pool von Gleichgesinnten“ befinde. Er plädiert für Partnerschaften und Ehen, in denen der christliche Glaube geteilt wird: „Wenn man es ernst meint, dann ist das das Leben vom eigentlichen Leben“, etwas so Fundamentales, das man in einer so engen Beziehung wie der Ehe nicht einfach ausklammern könne. Teile man diese christliche Basis, was in der aktuellen Gesellschaft zur Seltenheit geworden ist, dürfe man dabei aber durchaus auch offen sein für andere Arten, den christlichen Glauben zu leben, findet Schmid: „Wir sollten überkonfessionell mehr zusammenhalten.“

Je nach Dating-Portal gibt es hier die Möglichkeit, schon bei den Suchkriterien festzulegen, ob man etwa speziell nach einem Partner mit einer bestimmten christlichen Denomination sucht oder aber keine Vorauswahl trifft. „Diese Frage sollte jeder vorher für sich beantworten“, rät Lena. Die 29-jährige Katholikin ist derzeit auf mehreren Plattformen aktiv. Am Anfang war sie auch für Partner anderer Konfessionen offen, bevorzugen inzwischen jedoch einen katholischen Mann. Dennoch nutzt sie auch nicht-christliche Webseiten – und durfte eine spannende Erfahrung machen: „Wenn du zu dem stehst, was du

glaubst, dann werden die Gespräche interessant. Das christliche Menschenbild, das wir vertreten, bringt da schon Bewunderung.“ Manchmal sei es trotzdem, egal auf welcher Plattform, doch eher oberflächlich und teilweise auch anstrengend, findet sie. Man müsse dranbleiben und dürfe sich nicht verbiegen lassen: „Ich würde es eher Frauen und Männern empfehlen, die sich in ihrer Persönlichkeit gefunden haben“, meint sie. „Du solltest wissen, wer du bist und dazu stehen.“

Es braucht Klarheit, Offenheit, Geduld: Das hört man immer wieder, wenn Menschen, egal ob noch auf der Suche oder im Rückblick, über ihre Erfahrungen mit Online-Dating berichten. Und vielleicht auch ganz grundsätzlich etwas mehr Lockerheit. „Viele sind da so verkrampft“, findet Miriam, die junge Lehrerin, über die bereits berichtet wurde (DT 12.06.2025). „Es ist doch nichts dabei, sich einfach ein-, zweimal mit jemandem auf einen Kaffee zu treffen. Das heißt ja nicht, dass ich ihn gleich heiraten muss.“ Sich einfach entspannt und mit etwas mehr Leichtigkeit kennenzulernen: Das sei vor allem „in der katholischen Bubble“ etwas verloren gegangen. Vielleicht gilt die Ermutigung, die Michaela Suchenden mit auf den Weg gibt, sowohl für das Café als auch das Internet: „Genug Gelassenheit mitbringen und vertrauen, dass Gott weiß, was er tut!“ Alle Namen außer Martin Kugler und Benedict Schmid wurden auf Wunsch der Zitatgeber geändert.

Annalia Machuy ist Sonderpädagogin und freie Autorin.

Mit Kindern durch das Kirchenjahr

Reisen mit Gott

In den Sommerferien reisen manche in die USA, manche in die Berge oder ans Meer. Viele Jugendliche sind sogar zum großen Jubiläum nach Rom gepilgert. Doch: Unser ganzes Leben ist eine Reise!

VON MARTINA BERLIN

Gott lädt uns ein, mit ihm zu reisen. Das tut er wahrscheinlich schon so lange, wie es Menschen gibt. Eine der ältesten Geschichten aus der Bibel kennt ihr vielleicht: Es ist die Geschichte von Gott und Abraham.

Gott gab Abraham, der damals noch Abram hieß, diesen Auftrag: „Geh fort aus deinem Land, aus deiner Verwandtschaft und aus deinem Vaterhaus in das Land, das ich dir zeigen werde! Ich werde dich zu einem großen Volk machen, dich segnen und deinen Namen groß machen. Ein Segen sollst du sein.“

Stell dir vor: Abram war schon 75 Jahre alt – und jetzt sollte er auf ein Wort Gottes hin seine Heimat verlassen? Abrams Frau Sarai war unfruchtbar, das heißt, sie hatten keine Kinder – und nun sollte er an die Verheißung glauben, dass er Nachkommen haben würde und diese zu einem großen Volk werden?

Ob er wohl Angst davor hatte, in fremde Länder zu reisen und sich nur auf Gottes Wort zu verlassen?

Doch Abram beschloss, zu vertrauen, und zog mit seiner Frau los. Er zog durch Wüsten, gefährliche Länder und musste schwere Kämpfe bestehen. Gott freute sich über Abrams Vertrauen und schloss einen Bund mit ihm – das ist so etwas wie ein Freundschaftsversprechen. Er gab ihm und seiner Frau sogar neue Namen: Abraham (das bedeutet „Vater der Menge“) und Sara (das bedeutet „Herrin“).

Und weißt du was? Obwohl Abraham und Sara schon alt waren, schenkte Gott ihnen tatsächlich noch einen Sohn. Sie



Seit es Menschen gibt, lädt Gott sie ein, sich mit ihm auf den Weg zu machen. Bist du dabei?

Illustration: Bernadette Drayß

nannten ihn Isaak. Aus Isaak wurde wirklich ein großes Volk – genauso, wie Gott es versprochen hatte!

Gott traut uns was zu!

Gott redet zu Menschen – damals und auch heute noch. Denkt nur an die Propheten, denen er den Auftrag gab, sein Wort den Menschen zu verkünden:

Gott befahl Noah, eine Arche zu bauen, um seine Familie und die Tiere vor der Sintflut zu retten. Er gab Mose den Auftrag, das Volk Israel aus der Sklaverei in Ägypten in das verheißene Land zu führen...

Meist waren das schwere Aufgaben und gefährvolle Reisen, vor denen sich so mancher lieber drücken wollte, so wie Jona, der glaubte, auf einem Schiff vor Gott fliehen zu können. Aber das klappte nicht: Ein schwerer Sturm kam, und Jona wurde ins Meer geworfen. Da verschluckte ihn ein riesiger Fisch. Nach drei Tagen im Bauch des Fisches spuckte dieser Jona am Strand wieder aus. Da verstand Jona: Vor Gott kann man nicht weglaufen. Er fasste Mut und erfüllte

erfolgreich den Auftrag, den Gott ihm gegeben hatte.

Jesus war ständig unterwegs

Und Gottes Sohn selbst, Jesus Christus, war auch ein Reisender im Auftrag seines Vaters! Gott schickte seinen geliebten Sohn zu uns Menschen auf die Erde, damit er uns das ewige Leben bringe.

Schon als Kind reiste Jesus mit Maria, Josef und seinem ganzen Dorf nach Jerusalem hinauf zum Paschafest. Als Erwachsener verließ er sein Haus in Nazareth, um den Menschen von seinem Vater und vom Reich Gottes zu erzählen. Er erwählte sich Jünger, die gemeinsam mit ihm unterwegs waren. Denen sagte er: „Verlasst Vater und Mutter und folgt mir nach.“ Stellt euch vor, wie viel Mut das gekostet haben mag, mit Jesus ins Ungewisse zu ziehen! Jesus und seine Freunde waren drei Jahre lang unterwegs:

Lukas schreibt über Jesus: „Auf seinem Weg nach Jerusalem zog er von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf und lehrte.“ Sie fanden offene Türen, aber auch manche Feinde. Überall verkündete Jesus die frohe Botschaft vom Reich Gottes und tat Wunder.

Es war bestimmt nicht immer leicht für die Jünger. Oft wussten sie nicht, wo sie schlafen würden und was sie essen sollten. Doch immer war er bei ihnen und machte ihnen Mut; sie blieben treu und durften die Wunder sehen, die er tat. Sie erlebten, wie er Kranke heilte, Blinde sehend machte, Dämonen austrieb und Tote zum Leben erweckte.

Auch heute machen sich Menschen auf den Weg

Die Zeiten der Reisen und Wunder sind noch nicht vorbei. Denkt an die Apostel, die im Auftrag Jesu die Welt bereisen und in der ganzen Welt die gute Botschaft verkünden. Denkt an die vielen Heiligen, die auf Gottes Stimme in ihrem Herzen hören und sich auf den Weg machen, allen Menschen von seiner großen Liebe zu berichten.

Mir fällt Mutter Teresa ein, die als junge Frau ihr Land verließ, um Missionarin zu werden und Menschen in fernen Ländern von Jesus zu erzählen. Sie gehorchte Gott, verließ Heimat und Familie und unterrichtete als junge Ordensschwester an einer Mädchenschule in Indien. Aber auch damit war ihr Abenteuer noch nicht zu Ende. Nach vielen Jahren als Lehrerin hörte sie erneut Jesu Stimme, der ihr den Auftrag gab, wie-

der neu anzufangen und in Indien den Ärmsten der Armen zu dienen. Mit Erlaubnis ihrer Ordensoberin zog sie ganz allein in einen Slum, mitten unter die Armen, und versuchte, ihnen beizustehen, so gut sie konnte. Klingt das verrückt? Irgendwie schon, oder? War das einfach? Ganz bestimmt nicht! Nach und nach fanden sich Freundinnen und ehemalige Schülerinnen ein, die ihr bei der schweren Arbeit halfen. Sie gründete einen neuen Orden, die „Missionarinnen der Nächstenliebe“, die bis heute in vielen Ländern der Welt den Ärmsten der Armen beistehen.

Oder denkt an jeden Priester, jeden Ordensmann, jede Ordensfrau, jeden Menschen, der verspricht, sein Leben für Gott und die Menschen zu geben. Auf welche Reise wird es gehen? Welche Schwierigkeiten müssen überwunden werden? Welche wunderbaren Erlebnisse warten auf sie?

Auch eine Ehe ist solch eine Reise in ein neues Leben für ein junges Ehepaar. Wie wird unser Leben? Werden wir Kinder bekommen? Was werden wir alles erleben?

Höre gut auf Gottes leise Stimme in deinem Herzen

Gott lädt jeden von uns auf eine wunderschöne Reise mit ihm ein. Wie kannst du herausfinden, welche Reise er für dich plant? Du musst ganz genau hinhören, denn Gott spricht leise. Er schreit nicht, sondern lässt leise seine Stimme in deinem Herzen erklingen. Es ist leicht, ihn zu überhören. Such dir also immer mal wieder ein stilles Plätzchen, wo du allein mit Gott sein kannst, und sage ihm voll Vertrauen: „Herr, ich höre.“

Es wird viele Gelegenheiten geben, Gott um einen Hinweis zu bitten, wohin die Reise gehen soll. Hab keine Angst, ihn zu fragen, wenn du nicht weiterweißt oder mal in einer Sackgasse gelandet bist.

Wenn du dich auf ihn einlässt und seinen Rat annimmst, wird der Weg spannend und die Reise gelingen – egal, welche Gefahren und Schwierigkeiten du bewältigen musst. Denk daran, er lässt dich nie, niemals allein, komme, was wolle. Denn Jesus verspricht uns: „Ich bin mit euch alle Tage bis zum Ende der Welt.“



Die Autorin hat die Katechisten-Ausbildung an der Hochschule Heiligenkreuz absolviert und ist in der Gemeindegottesdiensttätigkeit tätig.



„Konzentriert euch auf das, was Jesus wirklich gesagt hat“

Die 5. Staffel von „The Chosen“ geht an den Start. Karo Kuhn vom deutschen Vertrieb erläutert im Interview, was für sie die weltweit erfolgreiche Serie über das Leben Jesu ausmacht **VON JONAS GRÜSSEM**

The Chosen“, die weltweit erfolgreiche Serie über das Leben Jesu, ist nun auch bald in ihrer fünften Staffel zu sehen. Nachdem bereits am 10. April dieses Jahres die ersten beiden Folgen der fünften Staffel im Kino erschienen, sind nun ab Ende August die restlichen Folgen zu sehen. Karo Kuhn vom deutschen Vertriebs- und Versandunternehmen blickt im Interview hinter die Kulissen der Synchronisation und Entwicklung der Serie.

Frau Kuhn, was erwartet die Zuschauer in der neuen Staffel?

Staffel 5 befasst sich nur mit der Karwoche, also der Woche vor der Kreuzigung, und mit der Frage, warum die Stimmung in Jerusalem in dieser Woche von „Hosianna dem Sohn Davids“ zu „Kreuzigt ihn“ umschlagen konnte. Am Anfang jeder Folge wird ein Teil des Letzten Abendmahls gezeigt. Es gibt aber auch sehr viele Rückblenden und einige überraschende Hintergrundgeschichten. Alles in allem ist diese Staffel ziemlich düster, man merkt, dass es auf das Ende zugeht.

Sie sind für die Übersetzungen verantwortlich. Wieso dauert es so ewig, bis eine Staffel übersetzt ist?

Es dauert gar nicht so ewig. Ich habe schon im Januar angefangen. Wir haben zunächst die ersten beiden Folgen fürs Kino im April fertiggemacht und den Rest dann nach und nach. Die Folgen sind sehr lang, manche über eine Stunde, das Skript ist ein halbes Buch. Es gibt mehrere Korrekturrunden und die Bearbeitungsverläufe ziehen sich. Manchmal muss auch



Die Stars der Serie: James Allen, Shahar Isaac, Alaa Safi, Jonathan Roumie, Vanessa Benavente, Amber Shana Williams (v.l.n.r) bei der Premierenfeier in Madrid. Foto: Imago/MPG

etwas noch mal neu aufgenommen werden, was schriftlich gut klang, gesprochen dann aber doch zu schwach oder irgendwie unpassend wirkte. Jetzt ist aber die ganze Staffel fertig und wir warten nur noch darauf, dass sie bei Amazon Prime und Netflix herauskommt.

Wie sind Sie in das deutsche Team geraten?

Wir haben uns schon 2020 mit einigen Leuten zusammengetan und dem ameri-

kanischen Team angeboten, uns um die deutsche Übersetzung und den Vertrieb der Produkte zu kümmern und eben auch eine Community hier aufzubauen, weil klar war, dass das nicht nur irgendeine Serie ist, die man vermarkten muss. Wir waren das erste „The Chosen“-Team außerhalb der USA und es funktionierte gut. Mittlerweile gibt es weltweit über 50 Teams. Die Gruppen in Indien und im Iran erhalten teilweise sogar Morddrohungen aufgrund ihrer Arbeit. Sie dürfen

nicht auf Arabisch posten, da Arabisch als die Sprache des Korans gilt. Das arabische Team macht demzufolge seine Postings auf Englisch.

„The Chosen“ richtet sich an Christen aller Konfessionen. Was bedeutet Ihnen die Serie und welche Botschaft hat sie Ihrer Auffassung nach an alle Christen?

Ich denke gar nicht, dass sie sich wirklich an eine Konfession richtet, sie möchte einfach die Geschichte von Jesus möglichst authentisch und interessant erzählen, und dadurch spricht „The Chosen“ ein sehr breites Spektrum an. Wir bekommen auch Zuschriften von Muslimen oder Atheisten, die die Serie gut finden. Für mich persönlich hat die Serie einen anderen Zugang zu Jesus geschaffen, nicht nur Wissen über ihn, sondern auch ein emotionales Verstehen. Und ich glaube, die Botschaft an alle Christen ist: Konzentriert euch wieder auf das, was Jesus wirklich gesagt und getan hat, statt euch in theologischen Auseinandersetzungen zu verzetteln oder Glaubensüberzeugungen der jeweils anderen herabzusetzen.

Sie sind schon mehrfach mit „The Chosen“ in Rom gewesen. Welche katholischen Elemente erkennen Sie in der Serie?

Jonathan Roumie, der Jesus-Schauspieler, ist ja Katholik, und er arbeitet sehr eng mit Dallas Jenkins zusammen. Und wir haben ein theologisches Beratungsteam, zu dem auch ein katholischer Priester gehört. Sicher ist gerade die Darstellung von Mutter Maria davon geprägt.

Sie gehören selbst einer Freikirche an. Wie leben Sie Ihren Glauben?

Vor allem, indem ich in ständiger Zwiesprache mit Jesus bin und immer offene Ohren dafür habe, was er mir gerade sagen will. Auch und besonders, wenn ich „The Chosen“ übersetze, höre ich sehr genau hin und lasse mich von ihm leiten.

Sie haben auch Kontakt zu den Schauspielern. Inwiefern können diese für gläubige Christen ein Vorbild sein?

Jonathan Roumie hat mir gesagt, dass er sich immer vor den Dreharbeiten mindestens eine Stunde irgendwo allein hinsetzt und betet und versucht, so viel von sich selbst auszuleeren wie möglich, damit Jesus dann diesen Raum in seinem Inneren füllen kann. Das spürt man auch in der Serie, finde ich, und es ist eigentlich ein gutes Bild für jeden von uns, oder?

Nächstes Jahr soll die Animationsserie von „The Chosen“ für Kinder erscheinen. Was erwartet uns dort?

Das ist eine wirklich sehr niedlich gemachte Serie um die beiden Kinder Abigail und Joshua, die wir in Staffel 1, Folge 3 (Jesus und die Kinder) von „The Chosen“ kennengelernt haben. Sie erleben gemeinsam mit einem lustigen, dicken Schaf und einer frechen Taube spannende Abenteuer und lernen viel von Jesus über das Leben, zum Beispiel, was Liebe ist, wie man mit Angst umgehen kann und warum Regeln wichtig sind.

Der Autor schreibt regelmäßig über Serien und Filme.

Kaderschmiede für katholische Kommunikatoren

Networken unter katholischen Nachwuchsjournalisten: Zum vierten Mal fand die Sommerakademie von EWTN in Rom statt. Ein BBC-Korrespondent und ein Papstfotograph gaben Ratschläge, Papst Leo XIV. begrüßte die Teilnehmer beim Angelus **VON ELISABETH HÜFFER**

42 Nachwuchsjournalisten, 23 Nationen, ein Gott, ein Glaube, eine Stadt: Die Sommerakademie des amerikanischen Fernsehsenders EWTN hat in der zweiten Julihälfte wieder in Rom stattgefunden. Eine Gemeinschaft zukünftiger Kommunikatoren aufbauen, welche die Welt verändern möchten, das war und ist das Ziel der Akademie. Genau genommen, das Evangelium in jeden Haushalt der Welt zu bringen, so begrüßte die Teilnehmer Andreas Thonhauser, der Chef des römischen EWTN-Büros. Denn das ist die Vision von EWTNs (Eternal Word Television Network) Erfinderin, Mother Angelica. Vor mehr als 40 Jahren gründete sie den Fernsehsender in der Garage ihres Klarissenklosters in Alabama. Viele Menschen erklärten sie dafür für verrückt. Doch heute ist EWTN das größte religiöse Medium der Welt: 440 Millionen Fernseher erreicht es 24 Stunden am Tag, in 150 Ländern.

Zehn Tage ging es bei der Sommerakademie also darum, technisches und theoretisches Wissen rund um Moderation, Filmschneiden, die Geschichte der Medien und Co. zu erwerben sowie darum, die Lehre der katholischen Kirche besser zu verstehen und den persönlichen Glauben zu vertiefen. Die Tage starteten mit einer Morgenmesse in der Hauskapelle der von Ordensschwestern geführten Unterkunft. Father Michael aus den USA, geistlicher Begleiter der Som-

merakademie, feierte sie. Sogar ein kleiner Chor hatte sich auf die Schnelle gebildet.

Colm Flynn aus Irland ist ehemaliger BBC-Korrespondent und berichtet für EWTN über den Vatikan. Tag zwei der Akademie, um neun Uhr morgens sind es auf dem Gianicolo-Hügel – Luftlinie 300 Meter vom Petersdom entfernt – schon über 25 Grad. Dort sind die „Nachwuchsjournalisten“ untergebracht. Flynn erklärt hier heute, wie man die Aufmerksamkeit der Fernsehzuschauer gewinnt. Eine Regel: szenisch einsteigen, zumindest die ersten sechzig Sekunden. Ganz wichtig sei es, gute Töne und Musik hinzuzufügen. Das mache fünfzig Prozent der Qualität aus. Im letzten Jahr hat er über die Reise von Papst Franziskus nach Indonesien, Papua-Neuguinea, Osttimor und Singapur berichtet. Die Menschen fragten sich damals: „Was macht der Papst in einer Region, in der es kaum Katholiken gibt?“ Um dem auf den Grund zu gehen, führen er und sein Kameramann Patrick Leonard dem Papst voraus und drehten eine ausführliche Dokumentation über das Gebiet. „Die haben wir dann gesendet, als die Papstreise tatsächlich losging. Unsere Zuschauer wollten in dem Moment viel über Asien wissen“, sagt Flynn.

Kameramann Patrick Leonard selber kommt ein paar Tage später zur Akademie. Er hat drei Kameras im Gepäck, deren Funktionsweise er nun erklärt. Dann probieren die Teilnehmer sie aus: Ein Mädchen aus Mexiko filmt eine Teilnehmerin aus Amerika. Was jetzt eine Übung ist, wird in der zweiten Woche ernst: Die Teilnehmer sind in Kleingruppen aufgeteilt und sollen ein Kurzvideo im Nachrichtenformat produzieren. Gruppe 1 berichtet über Sicherheitsvorkehrungen während des „Jubiläums der Jugend“. Gruppe 2 dreht einen Beitrag zum Seligen Pier Giorgio Frassati, den Papst Leo im September heiligspricht.



Der beste Blick auf den Petersplatz! Von ihrer Unterkunft aus konnten die Teilnehmer der EWTN-Sommerakademie Papst Leo XIV. durch die Menschenmenge fahren sehen.

Foto: Elis Lampola

bieren die Teilnehmer sie aus: Ein Mädchen aus Mexiko filmt eine Teilnehmerin aus Amerika. Was jetzt eine Übung ist, wird in der zweiten Woche ernst: Die Teilnehmer sind in Kleingruppen aufgeteilt und sollen ein Kurzvideo im Nachrichtenformat produzieren. Gruppe 1 berichtet über Sicherheitsvorkehrungen während des „Jubiläums der Jugend“. Gruppe 2 dreht einen Beitrag zum Seligen Pier Giorgio Frassati, den Papst Leo im September heiligspricht.

Gruppe 3 berichtet über Daniel Gutiérrez – den Papstfotografen von EWTN. Gutiérrez erzählt in dem zweieinhalb Minuten langen Video, wie Papst Franziskus ihn eines Morgens im Büro angerufen und zu einem persönlichen Treffen eingeladen hat.

Die Sommerakademie diente dem „Networken“. Ob in der Schlange vor dem Kaffeeautomaten, während der Mahlzeiten, beim Kuchenessen oder in den Pausen. Abends blieb manchmal noch Zeit, die römi-

schen Eisdielen zu testen. Der Samstag war ein Ausflugstag, nach Castel Gandolfo. Vormittags stellten dort William und Alexis Haughey aus Boston die von ihnen gegründete „Cath Tech“ vor, eine kleine amerikanische Universität zur Ausbildung katholischer Naturwissenschaftler.

Der Sonntag startete mit einer Messe im Petersdom. Das mittägliche Angelusgebet mit päpstlichem Segen konnten die Teilnehmer von ihrer Unterkunft aus verfolgen – auf gleicher Augenhöhe mit Papst Leo XIV., von dem sie in einem Satz begrüßt wurden. Unter den Teilnehmern sind auch die Libanesis Giovanni und Charbel Lteif. Den eineiigen Zwillingen folgen auf ihrem Instagram-Account „Eastern_christians“ mittlerweile 624.000 Personen. Mit anderen Worten, die beiden maronitischen Christen betreiben den bekanntesten christlichen Instagram-Account im Mittleren Osten und Nordafrika. Nach der Akademie bleiben sie in Rom, um das „Jubiläum der Jugend“ mitzuerleben und in den sozialen Netzwerken zu teilen.

Die Akademie ist zu Ende, doch es war nur der Anfang. Es gibt ein Alumninetzwerk, dem schon mehr als 120 junge „Media Professionals“ angehören.

Die Autorin ist Volontärin dieser Zeitung und hat an der EWTN-Sommerakademie teilgenommen.

MOMENT MAL

Liebe Leserinnen und Leser, das Jubiläum der Jugend in Rom ist zu Ende, aber in den Herzen der vielen Teilnehmer aus aller Welt hallt es nach. Das gilt auch für den Digital-Auftritt der „Tagespost“ und wir laden Sie herzlich ein, einen Blick in unsere verschiedenen Kanäle zu werfen und in Erinnerungen zu schwelgen: Auf die-tagespost.de führen Jakob Naser und Matthias Chrobok seit Beginn dieses besonderen Weltjugendtages abwechselnd ein Tagebuch, das uns noch bis Samstag begleitet. Den Instagram-Kanal der „Tagespost“ (@dietagespost) versorgt unser junger Autor Matthias Chrobok außerdem mit vielen Fotos und kurzen Video-Interviews, die auch denen, die zuhause bleiben mussten, einen Eindruck von diesem kirchlichen Großereignis vermitteln. Auch wenn die öffentlich-rechtlichen Medien auch dieses Jahr wieder weitgehend ignoriert haben, dass eine Million Jugendlicher gemeinsam mit dem Heiligen Vater ihren Glauben gefeiert und um Frieden gebetet hat: Bei der „Tagespost“ bleiben Sie informiert!

IHRE REDAKTION

MARKTPLATZ

Hotel in der Schweiz

Gasthof zum Bären CH-5413
Birmenstorf/Aargau. Bei Baden.
20 Km von Zürich
Wir freuen uns auf Ihren Besuch.

 +41 56 201 44 00

 www.zumbaeren.ch

 kontakt@zumbaeren.ch

Abtreibungslobby

Krankhafte Methoden

Zum Thema der Woche „Die erfundene Bedrohung“ (DT vom 24. Juli): In seinem Film „Apocalypse Now“ lässt Regisseur Coppola die Filmfigur Colonel Kurtz die Frage stellen: „Sind meine Methoden krankhaft?“ Angesichts des von Franziska Harter überaus sorgfältig recherchierten Artikels ist man versucht, diese Frage auf die Methoden der internationalen Abtreibungslobby zu übertragen: Sind deren Methoden krankhaft? NGOs versuchen, durch Einflussnahme über die Politik die Meinungsfreiheit wahrheitssuchender Menschen empfindlich einzuschränken bzw. zu unterbinden. Feindbild sind christliche Lebensschützer und Organisationen, *specialiter* die katholische Kirche. Sie steht dem „westlichen Fortschritt“ im Wege, spricht: der „Religion“ des Konsums, getragen von einer Gesellschaft „freier Werte“, in der die sexuelle Freiheit die Familie verdrängt und dem Narzissmus und der Egozentrik geopfert wird. In diesem Umfeld kommt es, neben dem Zerbrechen der Familie als sozialer Grundeinheit, hohen Scheidungsraten, Mangel an Respekt vor dem Leben und dem Eigentum anderer, einer die Eigeninitiative lähmenden Fernsehkultur, egozentrischen „Singles“ als erstrebenswertem Familienstand, zwangsläufig zu den subversiven Kampagnen des Eintretens für absolute Freiheit auf sexuellem Gebiet, einschließlich der Freigabe der Abtreibung, Subversion bedeutet wörtlich „Umsturz“ – hier der Umsturz der bestehenden freiheitlich-demokratischen Gesellschaftsordnung, bei der die bestehende Gesellschaft geistig und materiell verunsichert werden soll. Sie ist dann nicht mehr selbst in der Lage, sich zu verteidigen, sondern wird nach einem neuen „fortschrittli-

chen offenem Gesellschaftsbild“ greifen. Franziska Harter hat den entscheidenden Punkt klar herausgestellt – es geht um das Gleiche wie immer: um Geld! Das solche Tendenzen in der Gegenwart verstärkten Auftrieb erhalten, deutete sich bereits seit Jahrzehnten an. Den Interessen des bedingungslosen Ökonomismus kommen dabei besonders die Gedankengänge von „Philosophen“ wie Peter Singer (in seinem Buch „Practical Ethics“ aus dem Jahr 1979) oder Tristan Engelhardt („The Foundations of Bioethics“ aus dem Jahr 1986) mehr als entgegen. Darin heißt es unter anderem: „Der Wert des ungeborenen oder neugeborenen Lebens ist geringer als der Wert beispielsweise eines ausgewachsenen Hundes.“ (Singer S.169) Oder: „Säuglinge haben ohnehin keinen qualifizierten moralischen Status.“ (Engelhardt,S.117-119) Denkt man die angeführten Äußerungen beider Machwerke konsequent zu Ende, dann wird einem erst so richtig bewusst, was in der Gegenwart geschieht. Colonel Kurtz Frage sollte damit beantwortet sein...

Dr. Andreas Müller, Pirmasens

Interview mit Leslie Mandoki

Mehr Aktivist als Journalist

Zum Interview von Sigmund Gottlieb mit Leslie Mandoki (DT vom 31. Juli): Herr Mandoki sagt: „Wer sich darauf verlassen hat, was Friedrich Merz einen Tag vor der Wahl immer noch massiv predigte, wonach die Schuldenbremse ein generationsgerechtes, im Grundgesetz verankertes Instrument ist, das nicht angefasst werden darf, der hat dann natürlich schwer damit zu kämpfen, wenn das einen Tag nach der Wahl schon nicht mehr gilt.“ Danach stellt Sigmund Gottlieb keine Frage, sondern gibt ein „Statement“: „Diese Änderung der

Haltung des künftigen Kanzlers war auf den Koalitionspartner SPD zurückzuführen, der auf der Lockerung der Schuldenbremse bestand“. Ah, das hat Sigmund Gottlieb ja jetzt definitiv geklärt. Passt aber nicht zur Wirklichkeit. Denn die „Lockerung“ der Schuldenbremse war nicht Ergebnis zäher (?) Koalitionsgespräche, sondern ist, wie verschiedene Medien berichten, offenbar schon lange vor dem Wahltermin von Friedrich Merz angepeilt worden. Schon zwei Tage nach der Bundestagswahl schreibt n-tv.de von der Positionsänderung des Kanzlers. Am Tag nach der Wahl hatten aber natürlich noch keine Koalitionsverhandlungen stattgefunden. Die Aussage von Sigmund Gottlieb passt also nicht. Leider zieht es sich durch die Interviews von Sigmund Gottlieb hindurch: Er ist mehr Aktivist (der CDU/CSU) als Journalist.

Andreas Kollmann, 69115 Heidelberg

Israel und Hamas

Und was ist mit den Geiseln?

Zu „Leos klare Worte“ (DT vom 24. Juli): Seit Wochen sehe ich jeden Abend in der Tagesschau das Bild von Palästinensern, die sich um eine Stelle der Essensausgabe drängen. In den Berichten werden ebenfalls fast jeden Tag Menschen gezeigt, meist Männer, die von ihren kranken und hungernden Kindern berichten sowie von ihren vergeblichen Bemühungen, an Nahrung zu gelangen. Was nicht mehr gezeigt wird, sind Berichte Angehöriger von verschleppten Geiseln oder Interviews mit befreiten Geiseln, die von den Bedingungen berichten, die sie erlitten haben. Erst recht wird nichts mehr berichtet vom Überfall am 7. Oktober 2023: das blutüberströmte Innere des überfallenen Kibbuz wird nicht gezeigt, es wird nicht mehr berichtet, wie den Menschen auf dem Musikfestival Gliedmaßen abgeschlagen und sie dann auf Lastwagen geworfen wurden, Babys brutal getötet wurden. In Ihrem Artikel werden die Namen der getöteten Palästinenser genannt. Warum werden nicht die Namen der sich immer noch im Gazastreifen in Geiselhaft befindlichen Personen genannt? Warum wird nicht mehr an sie und an die vielen am 7. Oktober 2023 getöteten Personen gedacht? Die Hamas hat einen medialen Sieg errungen, mit Unterstützung der westlichen Medien und einer lautstark auftretenden, die Realität ausblenden- den pro-palästinensischen Protestbewegung. Die Staaten, die nun einen palästinensischen Staat anerkennen wollen, signalisieren nur eines: Der Terror hat sich gelohnt. Appelle richten sich allemal an Israel, nur vereinzelt an die Hamas. Dabei ist sie es, die für eine sofortige Beendigung des Krieges sorgen könnte und die alleinige Verantwortung für den Beginn des Krieges trägt. Oftmals wird dies jedoch ziemlich schnell von den Medien vergessen. Opfer und Täter werden sinngemäß einfach ausgetauscht. Natürlich wird Israel auch zugestanden, sich zu verteidigen, aber bitte völkerrechtlich konform. Wie soll dies aber möglich sein, wenn der Feind keine offizielle Armee unterhält? Die Hamas selbst geht mit den Palästinensern nicht völkerrechtlich konform um. Wie sonst soll man es nennen, wenn auf Schulen Raketenanlagen stehen oder unter Kliniken Waffen gelagert werden? Ich war sehr enttäuscht über den einseitigen Artikel, gerade von der „Tagespost“ bin ich einen viel differenzierteren Blickwinkel gewohnt. Bitte schließen Sie sich nicht einfach unhinterfragt dem medialen Mainstream an!

Babette Wittmann, 51107 Köln

Altenberger Dom

Simultankirchen sind kein Erfolg

Zu „Gemeinsam unter einem Dach“ von Esther von Krosigk (DT vom 17. Juli): Einen derart euphorischen Beitrag über eine Simultankirche erwartet man eher weniger in einer konservativen katholischen Zeitung. Nun, immerhin können wir wohl dankbar

sein, dass Kaiser Wilhelm sich seine Unterstützung für den Weiterbau des Kölner Doms nicht auch noch damit „bezahlen“ lassen hat, dass er den Dom zur Simultankirche bestimmte. Dass bezüglich der „Erfolgsgeschichte“ Altenberger Dom ausschließlich die evangelische Pfarrerin zu Wort kommt, ist ebenso bezeichnend wie die Aussage, dass „lediglich in den Anfängen“ während der evangelischen Gottesdienste die konsekrierten Hostien aus dem Tabernakel genommen wurden. Heutigen Pfarrern ist die Ehrfurcht vor dem Herrn wohl abhandengekommen. Die Bronzeplastik, die angeblich zeigt, dass „katholisch und evangelisch“ zusammengehören, zeigt in besonderem Maße, wie weit sich die katholische Kirche oftmals von ihrem Glauben entfernt hat. Jesus, der seine Hände auf die Schultern von Bernhard von Clairvaux und Martin Luther legt! Auch wenn ich den Beweis schuldig bleiben muss, könnte ich mir doch gut vorstellen, dass der heilige Bernhard sich bei dem Anblick dieser Plastik im Grabe herumdrehen würde: ein sittenstrenger Zisterzienserabt und ein entlaufener Mönch, der mehrfach seine Gelübde gebrochen hat, in schöner Eintracht von Jesus gesegnet. Na, wenn das kein Grund zur Freude ist!

Andreas Strater, 51789 Lindlar

HINWEIS

Leserbriefe sind keine redaktionellen Meinungsäußerungen. Kürzungen behalten wir uns vor. Wir lesen alle Zuschriften aufmerksam, bitten aber um Verständnis, dass wir keine Auskunft darüber geben können, warum einzelne Leserbriefe nicht veröffentlicht wurden. Wir freuen uns über Ihre Zuschriften: leserbrief@die-tagespost.de.

Die Redaktion

BEILAGENHINWEIS

Die Gesamtauflage enthält eine Beilage von „Walbusch“ und von „You Magazin“.

Die Tagespost

Katholische Wochenzeitung für Politik, Gesellschaft und Kultur
Vormals Deutsche Tagespost
Katholische Zeitung für Deutschland.
1948 begründet von Johann Wilhelm Naumann

Herausgeber:
Johann-Wilhelm-Naumann-Stiftung, vertreten durch
Dr. Norbert Neuhaus, Bernhard Müller,
Clemens Neck, Christoph Konopka
Mitherausgeber: Guido Horst

Chefredakteurin: Franziska Harter
Geschäftsführerin: Barbara Sollfrank

Redaktion:
Stefan Ahrens (Im Gespräch, Feuilleton, Medien),
Stephan Baier (Außenpolitik, Büro Österreich, EU-/Südosteuropa-Korrespondent), Regina Einig (Kirche aktuell, Religiöse Literatur), Sina Hartert (Ehe & Familie), Guido Horst (Büro Rom/Vatikan-Korrespondent), Maximilian Lutz (Chef vom Dienst Online-Redaktion), Dr. Sebastian Ostritsch (Chef vom Dienst Print, Literatur, Salon, Reise), Jakob Ranke (Online-Redaktion), Stefan Rehder (Korrespondent für Bio-Ethik, Glaube & Wissen), Sebastian Sasse (Politik, Medien, Wirtschaft)

Erscheinungsweise: donnerstags

Monatlicher Abonnementpreis einschließlich gesetzlicher Mehrwertsteuer bei Inlandslieferung: EUR 18,25 einschließlich der Kosten für Postzustellung.
Abonnements sind zum letzten Tag eines Kalendermonats kündbar, sofern uns die Kündigung bis zum 10ten des laufenden Monats zugeht. Maßgeblich ist der Zugang beim Verlag. Änderungen des Bezugspreises werden im Monat vor dem Inkrafttreten in der Zeitung angekündigt. Sie gelten für alle laufenden Abonnements. Bei Nichterscheinen der Zeitung infolge höherer Gewalt besteht kein Entschädigungsanspruch. Zurzeit gilt die Anzeigenpreisliste Nr. 4 vom 1. Januar 2025. Die Tagespost unterzieht sich der laufenden Auflagenkontrolle durch die IVW.

Für unverlangt eingesandte redaktionelle Beiträge wird eine Gewähr nicht übernommen. Rücksendungen erfolgen in jedem Fall nur, wenn Rückporto beiliegt.

Druck: Main-Post GmbH

Johann Wilhelm Naumann Verlag GmbH,
Berner Straße 2, D-97084 Würzburg
Telefon: Zentrale 0931 / 30863-0,
Buchhaltung 30863 -25,
Vertrieb 30863-32 - Fax 30863-33
(vom Ausland aus: 0049 vorwählen)
E-Mail: info@die-tagespost.de
LIGA Bank, IBAN: DE50 7509 0300 0003 0102 01,
BIC: GENODEF1M05

Internet: www.die-tagespost.de
www.die-tagespost.at

Johann-Wilhelm-Naumann-Stiftung,
Berner Straße 2, D-97084 Würzburg
LIGA Bank, IBAN: DE53 7509 0300 0003 0102 44,
BIC: GENODEF1M05